

## Vorwort

Vielen Dank fürs Herunterladen dieser kleinen Geschichte! Sie ist mein Dankeschön an alle, die meinen Newsletter abonniert haben, und ich wünsche dir viel Spaß damit :)

Für den Fall, dass du danach auf den Geschmack gekommen bist, gibt es im Anschluss daran noch einige Leseproben meiner anderen Bücher und für jedes Buch einen Link zur Amazon-Seite.

Falls du meinen Newsletter noch nicht abonniert haben solltest, kannst du das hier nachholen:

<http://greta-schneider.de/newsletter>

Besuche mich doch auf auf Facebook unter

[www.facebook.com/gretaschneider24](http://www.facebook.com/gretaschneider24)

oder schreibe mir eine E-Mail unter

[hallo@greta-schneider.de](mailto:hallo@greta-schneider.de)

Und nun viel Vergnügen!

Berlin, im Juni 2017

Deine Greta Schneider

# Heartbeats - Nachtschwärmer

Ich stehe hinter den Boxen und warte, bis Franz mit seiner Ansage fertig ist. Meine Hände sind feucht und das Herz schlägt mir bis zum Hals, wie immer vor einem Auftritt. Die Boxen verströmen den vertrauten Geruch nach Elektronik und ein wenig Staub. Tom stößt auf der Bühne seine Gitarre an, Amir ruckelt auf dem Hocker hinter dem Schlagzeug nervös hin und her, während Ludwig in aller Seelenruhe einen Schluck Bier nimmt, bevor er nach der Bassgitarre greift.

Eigentlich sollte ich nicht hier sein, sondern jetzt ins Bett gehen. Damit ich morgen frisch genug bin, um für meine Statistik-Klausur in drei Tagen zu lernen. Aber bei der Hitze wird es sowieso schwer, einzuschlafen — und außerdem habe ich jetzt das ganze Semester über wie irre gepaukt. Ganz abgesehen davon, dass meine Bandkollegen mich heute brauchen. Schließlich bekommen wir als Hobby-Band nur selten Gelegenheit zu einem Gig vor großem Publikum.

Als meine frischgebackene Schwägerin Sabina uns diesen Auftritt im *Randale* vermittelt hat, waren die Jungs so begeistert, dass ich es nicht übers Herz gebracht habe, abzusagen. Dafür habe ich ihnen das Versprechen abgenommen, sofort nach dem Auftritt gehen zu dürfen. Trotzdem gesellt sich zu meiner Aufregung ein schlechtes Gewissen.

Mach hinne, Franz! Diese Momente vor einem Auftritt sind immer so nervenzerrüttend. Endlich dreht er sich in meine Richtung und ruft dabei in den Raum: „Und hier isse! Der Star der HeartBeats — Charlotteeeeeee Manzoni!“ *Cazzo*, er tut, als betrete ich gerade den Boxring, um die Weltmeisterin im Superleichtgewicht zu besiegen!

Ich ringe mir ein Lächeln ab und komme hinter den Lautsprecherboxen hervor, während die Leute in dem vollbesetzten Saal — ach, eigentlich ist es nur ein stinknormaler Dancefloor — zu johlen und zu klatschen beginnen. Franz streckt seine Hand nach mir aus und lächelt ermutigend. Er kennt mein Lampenfieberproblem. Er zieht mich an sich und flüstert mir ins Ohr: „Viel Erfolg, meene Kleene!“ Dann überlässt er die Bühne uns.

Amir gibt den Rhythmus vor, Ludwig und Tom stimmen die ersten Akkorde an. In diesem Moment verfliegt meine Nervosität und ich greife voller Konzentration nach dem Mikro.

„*Bad Boys makin' good love ...*“ Sowie ich zu singen anfangen, durchströmt mich das Gefühl von Sicherheit. Die Leute bewegen sich im Takt, einige halten sogar Handys hoch.

„*Good love gone bad ... don't let me loose you ...*“

Der Beifall und die Stimmung des Publikums zaubert mir ein breites Grinsen aufs Gesicht und lässt mein Herz höher schlagen. Es ist unser erstes selbst komponiertes Lied. Ich werfe Tom, dem Komponisten, einen verstohlenen Blick zu. Er ist happy und macht aus dem abschließenden Gitarrenriff eine triumphierende Geste. Wir fahren fort mit unseren Coversongs, beginnen mit dem „Logical Song“ von Supertramp. Kennt heute keiner mehr, aber ich bin damit aufgewachsen. Mein Vater ist ein Riesenfan. Meine Mitstreiter brauchte ich nicht lange zu überzeugen, es nachzuspielen, und heute gehört es zu unseren erfolgreichsten Liedern.

Meine Eltern waren zuerst nicht begeistert, als sie hörten, dass ich Rockmusik machen wollte. Es würde mich vom Studium ablenken, das sei nichts für eine junge Frau, bla bla. Gottseidank hat Leo, mein großer Bruder, mich unterstützt. Er ist genau so musikverrückt wie ich. Jetzt sind sie doch stolz auf mich, nachdem wir bei Mamas Geburtstag aufgetreten sind.

Nach dem fünften Song brauche ich etwas zu trinken. Ich trete ein Stück zur Seite, wo ein großes Glas

Wasser auf mich wartet, und leere es zur Hälfte in langen Zügen. Als ich danach aufschaue, drängt sich ein Mann durch die Menge ganz nach vorne. Er nimmt seine breiten Schultern und ein entschuldigendes Lächeln zur Hilfe, um sich Platz zu verschaffen.

Von der Seite treffen ihn tadelnde Blicke der Umstehenden. Das kümmert ihn allerdings nicht. Aus dem Augenwinkel stelle ich fest, dass er zu mir heraufsieht. Mit Augen von der Farbe dunkler Schokolade, die mich intensiv mustern.

Es ist schwer, sich von seinem Blick nicht angezogen zu fühlen. Für einen Moment bin ich davon abgelenkt, vor allem, als ich die Andeutung eines Lächelns auf seinem attraktiven Gesicht entdeckte. Ich atme tief ein, während die Jungs das nächste Intro spielen, und schaue dabei bewusst über seinen Kopf hinweg durch den Raum. Trotzdem spüre ich seine Augen auf mir wie eine Berührung.

Okay, auf der Bühne muss das wohl so sein. Wenn ich mich vor Männerblicken verstecken wollte, stünde ich nicht hier oben. Doch dieser Typ ist besonders hartnäckig. Während die Zuhörer um ihn herum wogen und sich im Takt bewegen, steht er einfach nur da und starrt mich an.

Ich versuche, es zu ignorieren. Erst als ich mich nach unserer letzten Zugabe verbeuge, sehe ich wieder zu ihm herüber. Hätte ich das mal lieber gelassen. Ein sparsames Lächeln gleitet über seine Miene und er hebt mit einem knappen Kopfnicken beide Daumen, während er mir ungeniert in die Augen sieht, als könne er mich damit festhalten. Dann macht er auf dem Absatz kehrt und verlässt den Raum, ohne sich noch einmal umzudrehen.

Ich bin enttäuscht und erleichtert zugleich. Typen wie er bedeuten nichts als Ärger: Sie sehen gut aus und wissen das auch. Sie setzen ihr Lächeln als Waffe ein, um uns Frauen gefügig zu machen. Und am Schluss ziehen sie sich zurück, weil schon die nächste sie ansabbert. Nein danke.

Wie versprochen, darf ich gleich nach meinem Auftritt in die provisorische Garderobe, die Franz für uns in einem kleinen Lagerraum eingerichtet hat. Wir teilen uns den Platz mit Stapeln leerer Getränkekisten und Pappkartons voller alkoholischer Getränke. Eine nackte Glühbirne beleuchtet das Ganze, nur am Spiegel, auf dessen Anbringung ich bestanden habe, ist ein Klemmstrahler angebracht, damit ich wenigstens mein Make-up überprüfen kann.

Ich schlüpfte seufzend aus den hohen Sandaletten und in ein Paar flache Riemchensandalen aus weichem Leder. Das Kleid — ein dunkelgrünes Minikleid in der Farbe meiner Augen mit Pailletten am Saum — behalte ich an. Es ist viel dünner und leichter als das T-Shirt und die Bermudashorts, in denen ich dummerweise hergekommen bin. Bei dieser Wärme ist jedes Stück Stoff am Leib zu viel.

Nachdem ich alle Utensilien in meinen Rucksack gepackt und mir die langen Haare zu einem Knoten aufgesteckt habe, um etwas frische Luft an meinen Nacken zu lassen, verabschiedete ich mich von Amir, Tom und Ludwig.

„Geiler Abend!“, sagt Tom und küsst mich auf die Wange. „Danke, dass du dir für heute freigenommen hast.“

„Für euch immer, mir hat es auch Riesenspaß gemacht.“

Dann eile ich durch den Saal, die Treppe herunter durch den Gasträum. Nur hinaus aus dem stickigen Lokal! Ich winke Franz noch einmal zu, der hinter dem Tresen steht und Bier zapft. Er lächelt mir zu und entlässt mich mit einem verständnisvollen Kopfnicken.

Ich bin schon wieder ganz in die Gedanken an die Klausur nächste Woche versunken, als ich die Eingangstür aufstoße und direkt in die Rückseite eines Mannes hineinlaufe. Warum bleibt der Typ auch unmittelbar vor der Tür stehen? Er lässt das Handy fallen und bückt sich danach. Ich murmle eine Entschuldigung, als er sich zu mir umdreht, die Augenbrauen zusammengezogen. Ich halte die Luft an. Es ist der Typ, der vorhin an der Bühne stand! Trotz seines zusammengekniffenen Mundes ist er eine atemberaubende Erscheinung mit diesen schokoladenbraunen Augen und dieser schlanken, sportlichen Figur.

Seine regelmäßigen Gesichtszüge glätten sich, nachdem er mich prüfend von oben bis unten betrachtet hat.

„Kannst du nicht aufpassen?“, sagt er, doch es klingt gar nicht wütend. Er hat eine eindrucksvolle Stimme, ein bisschen rau und trotzdem warm.

„Ich habe mich entschuldigt! Was stehst du da auch und versperrst den Ausgang?“, fahre ich ihn trotzdem schärfer an, als ich es beabsichtigt habe.

„Ich habe auf dich gewartet.“ Er schiebt das Handy in seine Brusttasche und reicht mir die Hand. „Ich heiße übrigens Jonathan.“

Verblüfft erwidere ich seinen Händedruck. Trotz der Hitze, die die Häuserwände rund um uns auch jetzt noch abstrahlen, ist seine Hand warm und trocken. Und ein bisschen elektrisierend.

Ich ziehe die Augenbrauen hoch, um ihn auf Distanz zu halten. „Waren wir verabredet?“

„Jetzt schon“, erwidert er mit einem Grinsen. Was für ein überheblicher, eingebildeter ... „Nur ein kühler Drink irgendwo hier um die Ecke“, unterbricht er meinen Gedanken.

„Ich muss nach Hause.“ Das fehlte mir noch — ausgerechnet jetzt mit jemandem wie ihm um die Häuser zu ziehen. Ich habe immer noch genug von dem Exemplar Mann, von dem ich mich vor sechs Monaten getrennt habe.

Sein siegessicheres Lächeln macht einer gerade zu albern betroffenen Miene Platz. „Warum?“

*Weil ich keine Lust darauf habe, schon wieder verarscht zu werden.* Hm, das kann ich nicht sagen. „Ich bereite mich auf eine wichtige Prüfung vor, ich bin müde, und ich habe keinen Durst“, zähle ich an den Fingern auf. „Also das letzte war geschwindelt!“

Damit bringt er mich wider Willen zum Lachen, und sein Gesicht hellt sich auf. „Trotzdem — ich muss jetzt los. Nichts für ungut.“

Damit will ich mich abwenden, bevor er mich doch noch überreden kann. Vielleicht bin ich dabei nicht energisch genug, vielleicht auch nur zu langsam. Jedenfalls hält er plötzlich meine Hand fest. Mit sanftem Druck, nicht grob. „Wie schade. Ich bin 100 km gefahren, um dich zu sehen.“ Dabei bringt er einen komischen Dackelblick zustande.

Gerade will ich ihm sagen, dass ich auf solche Maschen nicht mehr hereinfalle, als eine andere, weibliche Stimme mich anspricht.

„Carina? Bist du das?“ Eine alte Frau steht plötzlich vor mir und blinzelt mich hinter einer altmodischen Brille an. Unter ihrer viel zu warmen Microfaserjacke blitzt ein Nachthemd hervor. An den Füßen hat sie Hauspantoffeln.

Mir schießen hundert Gedanken gleichzeitig durch den Kopf. An meinen Opa, der seit zwei Jahren im Pflegeheim ist, weil er fast unsere Küche abgefackelt und meinen Eltern einen Beinahe-Nervenzusammenbruch beschert hat. An das, was ich jetzt sagen und tun sollte. Daran, wo sie wohl herkommt. Ich hole tief Luft, um mir eine Antwort zurechtzulegen. Doch Jonathan spricht, bevor ich anfangen kann:

„Nein, gnädige Frau, das ist nicht Carina. Das ist Charlotte, und ich bin Jonathan. Wir bringen Sie nach Hause.“ Seine Stimme ist ganz sanft, fast zärtlich.

Ein zögerndes Lächeln huscht über ihr Gesicht. „Aber ich bin doch hier zu Hause. Gleich da drüben.“ Sie zeigt auf die andere Straßenseite. Dann runzelt sie die Stirn und fixiert Jonathan misstrauisch. „Wer, sagten Sie, sind Sie?“

Mit toderntem Gesicht und einer angedeuteten Verbeugung wiederholt er seinen Namen. „Wir kennen uns nicht“, fügt er hinzu.

Sie nickt. Dann sieht sie zu mir. „Aber wieso sind Sie mit Carina hier? Was sagt denn ihr Mann dazu?“

„Der hat mich gebeten, sie auszuführen“, antwortet Jonathan wie aus der Pistole geschossen. „Bitte geben Sie mir Ihren Arm.“ Entschlossen zieht er ihre Hand in seine Armbeuge, sodass sie sich unterhaken muss. Sie schüttelt den Kopf. „So was ... das hätte ich dem Alten ja nie zugetraut, dass er seine Carina aus den Augen lässt ...“

„Er hat sie mir kurz anvertraut.“ Er wechselt einen Blick mit mir, in dem sich Lachen und echte Besorgnis mischen. „Verraten Sie mir Ihren Namen?“

„Gertrude. Gertrude Hoffmeister.“ Innerlich atme ich auf. Wenigstens an den Namen kann sie sich erinnern. Dann zeigt sie mit dem Finger auf mich. „Warum wissen Sie das nicht, wenn Sie mit Carina ausgehen?“

„Wir kennen uns noch nicht so lange“, antworte ich schnell, während Jonathan vorgibt, zu husteln. Ich sehe seine Schultern vor unterdrücktem Lachen zucken und ramme ihm den Ellenbogen in die Seite. Er räuspert sich und zieht dann sein Handy aus der Tasche. Aus den Augenwinkeln erkenne ich, dass er etwas in die Suchmaske von Google Maps eintippt.

„Aber über deine Mutter musst du doch mit ihm gesprochen haben“, empört sich die Frau derweil.

„Ja, aber ähh ... ich habe ihm nicht deinen Namen gesagt.“

Sie nickt befriedigt. „Na, den weiß er ja jetzt. Ich habe ja gleich gesagt, der Thomas ist nichts für dich. Viel zu selbstgefällig. Und auch nicht so hübsch.“

Jonathans Lippen verziehen sich zu einem verstohlenen Schmunzeln. Er hebt seinen Blick vom Handy und sieht die Frau an. „Wissen Sie vielleicht auch Ihre Adresse?“

„Natürlich, junger Mann! Giesebrechtstraße 45!“

Das ist in Charlottenburg und nicht hier in Friedrichshain. Also wohnt sie jedenfalls nicht „gleich gegenüber“.

„Ein schöner Ort zum Wohnen.“ Jonathan hat inzwischen das Handy am Ohr und bedeutet mir stumm, sie weiter ins Gespräch zu verwickeln.

„Oh ja“, entgegnet sie eifrig. „Nicht wahr, Carina, in 5 Minuten sind wir von dort aus am Ku’damm. Und dann diese Stuckdecken!“ Sie sieht umher, und plötzlich runzelt sie wieder die Stirn. „Das ist nicht die

Giesebrechtstraße. Wo sind wir hier?“

Sie reißt die Augen auf. „Wer sind Sie?“, fragt sie mich plötzlich. Es versetzt mir einen Stich. Opa fragt das auch immer. Manchmal erkennt er mich noch, aber es wird immer seltener.

„Ich bin Charlotte Manzoni. Und das ist Jonathan.“

Der spricht inzwischen halblaut ins Telefon. „Ja, ich verstehe. Danke.“ Er drückt den Aus-Knopf und wählt eine weitere Nummer.

„Sie sind nicht Carina!“ Sie zeigt anklagend mit dem Finger auf mich. „Aber wo ist sie dann?“ Ihr Gesicht verzieht sich, als wolle sie zu weinen anfangen.

Ich streichle ihr begütigend über die Schulter, aber sie schlägt meinen Arm weg. „Bitte regen Sie sich nicht auf“, versuche ich sie zu beruhigen.

„Ich soll mich nicht aufregen? Seit Jahren hat sie mich nicht im Heim besucht, seit Jahren, sage ich Ihnen. Sie hat mich dort abgeliefert und allein gelassen!“ Jetzt fängt sie an zu schluchzen, und ich nehme sie vorsichtig in den Arm. Sie fühlt sich unter der dicken Jacke so mager an. Wenn ich dieser Carina jemals über den Weg laufen sollte, dann kann sie was erleben.

„In welchem Heim sind Sie denn, Frau Hoffmeister?“

„Im Sankt Johann in der Wühlischstraße!“

Jonathan nickt und tippt ein weiteres Mal auf seinem Smartphone herum. Frau Hoffmeister beruhigt sich langsam, vor allem, nachdem ich ihr verspreche, sie ganz bald im Sankt Johann zu besuchen. „Ach Carina, das würde mir so große Freude machen! Wir könnten zusammen Tee trinken und ich stelle dir Schwester Anna vor, die gute Seele des Betriebes ...“ So plappert sie weiter, bis Jonathan nickt und sein Smartphone in der Tasche verschwinden lässt.

Er tritt an den Straßenrand und winkt einem Taxi, das direkt neben uns hält. „Kommen Sie.“ Er reicht der alten Frau wieder den Arm und führt sie zum Taxi. „Jetzt fahren wir nach Hause.“ Er winkt mir und zeigt auf den Rücksitz. Dabei zwinkert er mir zu. „Los, wir fahren mit, sonst geht sie uns unterwegs noch verschütt.“

So nah neben ihm zu sitzen ist nicht gut. Gar nicht gut. Unverschämtheit, seinen Oberschenkel so dicht an meinen zu drücken. Und warum duftet er dermaßen gut? Nach dem Wasser eines kühlen Sees, nach Gras und Heu und einem Rasierwasser, das ich nicht kenne?

„Warum seufzt du?“, fragt er plötzlich, und ich merke genau, dass er mich von der Seite ansieht. Seine Blicke bohren sich wie zwei Laserstrahlen in meine Halsbeuge. Ein Kribbeln jagt durch meinen Körper.

„Georg, du fährst schon wieder zu schnell. Hier ist 30!“ Gertrude Hoffmeister zeigt auf ein Verkehrsschild und enthebt mich so einer Antwort.

Der Taxifahrer brummt nur etwas Unverständliches, während wir uns das Lachen verbeißen müssen. Sie schimpft weiter: „Also wirklich. Das letzte Mal hat das 20 Mark gekostet.“ Ich fange einen fragenden Blick des Taxichauffeurs durch den Rückspiegel auf.

Jonathan mischt sich ein. „Gnädige Frau, es ist alles in Ordnung. Die Geschwindigkeitsbegrenzung ist gerade aufgehoben.“

Sie nickt zufrieden und verfällt in gedankenvolles Schweigen.

„Wenn wir hier fertig sind, trinkst du aber noch etwas mit mir. Denk an die 100 km“, raunt er mir nun



halblaut zu. Wie kann ich jetzt noch Nein sagen?

Sie ist endlich da, wo sie sein sollte. Die Nachtschwester hat sie in Empfang genommen und uns zugeflüstert: „Das ist schon das vierte Mal in diesem Jahr. Ihre Tochter sitzt hier und weint sich die Augen aus. Gottseidank ist das noch mal gutgegangen. Die Frau Hoffmeister junior will nicht, dass wir ihre Mutter einsperren, wissen Sie. Sie kommt fast jeden Tag und beschwört uns, dass wir gut auf sie aufpassen.“ Dann seufzt sie. „Als wenn das so einfach wäre ... bei den vielen Leuten hier.“

Carina scheint also doch kein ganz so schlechter Mensch zu sein, wie ich dachte. Innerlich leiste ich Abbitte, während wir die Stufen zur Straße heruntersteigen.

„Jetzt brauche ich wirklich dringend ein Getränk!“, seufze ich auf, als uns die Hitze wieder entgegenschlägt.

Ein triumphierendes Lächeln umspielt Jonathans Gesicht. „Schön, dass du es dir anders überlegt hast.“

Wir steigen wieder in das Taxi. Eigentlich wollte ich, dass er es wegschickt, wegen der Kosten. Aber er hat darauf bestanden, dass es auf uns wartet, also füge ich mich. Nicht ungerne, denn der Fahrgastraum ist klimatisiert.

„Nur, weil du dich eben echt gentlemanlike benommen hast. Ach ja, noch etwas: Bevor ich mit dir was trinken gehe, bräuchte ich wenigstens deine Personalien. Schließlich muss ich mich absichern.“

Er lacht und fasst in die hintere Tasche seiner Jeans. Dort holt er eine schmale Brieftasche heraus, klappt sie auf und entnimmt ihr eine Visitenkarte. Die überreicht er mir in einer schwungvollen Geste, wobei seine Augen amüsiert funkeln. „Bittesehr. Jonathan Forster, CEO von Stockings Unlimited.“

Tatsächlich steht genau das auf der Visitenkarte, zusammen mit einer Geschäftsadresse in der Friedrichstraße und einer Aufzählung seiner Geschäftstätigkeiten: Groß- und Einzelhandel mit Wirkwaren. Auf der Rückseite sind die Adressen mehrerer Strumpfboutiquen aufgelistet, und mir fällt ein, dass ich sogar schon einmal in der Filiale in der Bleibtreustraße war.

Ich muss kichern. Herr über ein halbes Dutzend Strumpfboutiquen! „Ich dachte, solche Läden müssten einer Frau gehören.“

Er grinst. „Einige Freunde nennen mich *Strapsen-Joe*.“

Das bringt mich erst recht zum Lachen, in das er herzlich mit einstimmt. „Es wäre mir aber lieber, wenn du mich einfach beim Namen nennst“, sagt er.

„Du kannst dafür Charlie zu mir sagen. Aber gib zu: Das mit den 100 km war nur eine Masche! Dein Büro ist hier in Berlin!“

„Ich benutze keine Maschen“, erwidert er in gespielter Empörung. „Ich wohne einfach weiter draußen. Am Wasser. Ich kann mich dort besser entspannen.“

Und dann kommt er bei dieser Hitze hierher, um mich zu sehen? Ich schüttle skeptisch den Kopf.

„Du glaubst mir nicht.“

„Doch doch. Wirklich. Aber du bist nicht meinetwegen heute Abend in die Stadt gekommen.“

Er legt den Kopf schief und grinst. „Warum nicht? Ich komme öfter her, um mir Konzerte anzuhören oder ins Kino oder Theater zu gehen.“

„Ich wusste nicht, dass der Ruhm der *Heartbeats* 100 km über die Stadtgrenze reicht.“

Sein Grinsen wird breiter. „Tut er auch nicht. Ich habe eure Anzeige im *Tipp* gesehen.“

Oh. Die Anzeige in diesem Berliner Lokalmagazin. Franz hat sie gesponsert und uns extra zum Fotografen geschickt. Auf dem Foto stehe ich ganz vorne, als Zugpferd sozusagen, mit wehendem Haar und Gitarre vor den

Füßen. „Und dann kommst du gleich angereist, weil du mein Bild gesehen hast.“ Wider willen schmeichelt mir das. Glauben kann ich es trotzdem nicht so richtig.

„Nein. Weil ich dich auf YouTube gesehen und gehört habe.“

Ich frage lieber nicht nach, was er mir dadurch mitteilen will. Wahrscheinlich ist es ja nur unsere Musik. In diesem Augenblick wird mir klar, dass ich gerade gegen meine Grundsätze verstoße. Ich will kein Date, nur weil einer mich mit Sprüchen einzuwickeln versucht. Und doch fühlt sich das hier wie eines an.

Der Taxifahrer hält. Jonathan zahlt und legt ein ordentliches Trinkgeld drauf. Großzügig ist er auch noch.

Während wir die Straße entlangschlendern, will ich wissen, wie er zu diesem eigenwilligen Beruf kommt.

„Meine Eltern hatten ein Wäschegeschäft. Als mein Dad sich zur Ruhe gesetzt hat, habe ich etwas Neues daraus gemacht“, sagt er einfach. Dann sieht er an meinen Beinen herunter. „Du hast schöne Beine. Es macht sicher Spaß, dir ein paar sexy Strümpfe zu verpassen.“

Er sagt das ganz beiläufig. Trotzdem haben seine Worte eine merkwürdige Wirkung auf mich. Die Vorstellung zarter Nylonstrümpfe auf meiner Haut und seiner Hände, die darüber streichen, verursacht ein gewisses Kribbeln. Ich versuche, diesen Gedanken zu verscheuchen wie eine lästige Fliege, und wedle abwehrend mit der Hand. „Nicht bei dieser Wärme.“

„Aber wenn es kühler wird ...“ Er sieht mich von der Seite an, und ich hebe den Blick. In seinen Augen entdecke ich einen verführerischen Glanz. Obwohl ich es will, kann ich nicht wegsehen.

Das führt dazu, dass ich über eine hochstehende Gehwegplatte stolpere. Aua, mein Zeh! Bevor ich straukeln kann, hat er mich am Ellenbogen gepackt und hält mich fest. „Vorsicht! Immer auf den Weg achten.“ In seiner Stimme schwingt ein Lachen mit.

„Danke“, hauche ich. „Gut, dass ich keine Strümpfe trage, die hätten jetzt bestimmt ein Loch.“

Er lächelt auf mich herab, ohne mich loszulassen. Wenn er noch länger festhält, weiß ich nicht, was ich tue. Vorsichtig entziehe ich ihm darum meinen Arm. Er lässt es mit bedauernder Miene geschehen. Worauf habe ich mich nur eingelassen?

Wir gehen weiter. Vor uns hat sich an einem Dönerstand eine kleine Schlange gebildet. „Hmm, da hätte ich jetzt Lust drauf“, entfährt es mir spontan.

Er fährt zu mir herum. „Echt? Ich auch!“

„Bist du sicher?“

„Ganz sicher!“ Er greift nach meiner Hand und zieht mich zu der kleinen Warteschlange. Wir sehen zu, wie hinter dem Tresen drei schwitzende Männer im Akkord Fleisch vom Spieß säbeln, Fladenbrote aufbacken und Salat und Soße in die aufgeklappten Brote schaufeln, als hinge ihr Leben davon ab. Ein vierter Mann kassiert und ruft den anderen eine Bestellung nach der anderen zu.

Vor uns in der Reihe steht ein Pärchen, und sie können die Hände nicht voneinander lassen. Der Typ hat die Hand an ihrem Po, der in strammen Jeans steckt. Es sieht so aus, als wolle er ihr gleich zwischen die Beine fassen. Sie schmiegt sich an ihn, und dabei tauschen sie die ganze Zeit zärtliche Blicke und nicht ganz keusche Küsse. Ich gebe mir redlich Mühe, nicht darauf zu achten, und trotzdem wird mir heiß. Vorsichtshalber sehe ich auch nicht zu Jonathan. Wenn er sieht, wie das auf mich wirkt, kommt er noch auf Ideen ... Also konzentriere ich mich auf die leckeren Döner, die über den Tresen gereicht werden und mir das Wasser im Mund zusammenlaufen lassen. Oder

versuche es zumindest. Es wird nicht leichter dadurch, dass Jonathan immer noch meine Hand festhält. Und dadurch, dass ich nur ein kurzes Kleid trage, unter das er jeden Moment ...

*Schluss jetzt, Charlotte! Was ist mit mir los?*

Ich reiße mich zusammen. Zum Glück sind jetzt wir an der Reihe, und das Pärchen vor uns zieht genüsslich kauend von dannen. Als wir nach der Soße gefragt werden, dreht sich Jonathan zu mir um: „Ich nehme Knoblauch, wenn du es auch tust.“

„Abgemacht!“ Der Kassierer feixt und wirft den Dönermännern weitere Bestellungen zu.

„Verrückt. Ich hätte nicht gedacht, dass mir ein Rendezvous am Dönerstand so viel Spaß machen würde“, sagt Jonathan, während wir unsere prall gefüllten Fladenbrote in Empfang nehmen.

„Darf ich das als Kompliment nehmen?“ Ich bemühe mich, dabei nicht geschmeichelt, sondern spöttisch zu klingen.

Wir stellen uns an einen der beiden winzigen Bistrotische vor dem Laden. Bevor er einen herzhaften Bissen nimmt, erwidert er belustigt: „Was sollte es deiner Meinung nach sonst sein?“

„Ein Versuch, mich zu etwas zu überreden, das ich nicht möchte?“, entgegne ich spitzer als beabsichtigt.

„Ich überrede niemals. Ich überzeuge lieber.“ Während er kaut, betrachtet er mich gedankenvoll. „Was ich möchte, ist jedenfalls, dass du für mich singst. Dazu brauche ich dich ja wohl kaum zu überreden.“

Das ist alles? Auf einmal möchte ich von ihm doch von etwas mehr überzeugt werden. *Dumme Gans*, beschimpfe ich mich in Gedanken. *Dachtest du etwa, er will das Eine? Sei froh, wenn es nicht so ist!*

Auf meinen fragenden Blick erklärt er, dass er in vier Wochen eine neue Strumpfboutique in Berlins edelstem Einkaufszentrum eröffnet, mit allem Tamtam und Trara. Er möchte, dass wir dort auftreten.

So sehr ich mich über jeden Auftritt freue, bin ich nun doch etwas ernüchtert.

Jonathan knüllt das Dönerpapier und die Serviette zusammen und befördert beides mit einem gekonnten Wurf in den Papierkorb, der am Nachbartisch steht, während ich mich noch mit den letzten Happen abmühe.

„Das war sehr einfühlsam von dir, wie du mit Gertrude umgegangen bist. Andere hätten die Frau einfach stehengelassen.“

Muss er mir jetzt auch noch Komplimente machen? Er hat sich ja auch nicht gerade ungeschickt angestellt. Ich unterdrücke einen Seufzer. Wie schön, wenn er jetzt keine Hintergedanken an ein Gig hätte ...

„Ich habe einen Opa, dem geht es genau so wie Frau Hoffmeister.“

Er nickt. „Es ist traurig, dabei zuzusehen. Ich habe Zivildienst in einem Pflegeheim gemacht. Eine Erfahrung, die mein Leben trotz allem bereichert hat.“

Überrascht drehe ich mich zu ihm um. Das hätte ich jemandem wie ihm nicht zugetraut. „Du warst sicher sehr beliebt bei den Damen.“

Er lacht. Es klingt schön, ihn lachen zu hören. So ein Mist ...

„Sie haben mit mir geflirtet auf Teufel komm raus. Das war gut für mein Selbstbewusstsein“, schmunzelt er. „Genau wie die Tatsache, dass jetzt du neben mir stehst.“

Wer's glaubt, wird selig. „Ich glaube nicht, dass du Tatsachen wie diese brauchst, um dein Selbstbewusstsein zu pimpen.“

Jonathan bedenkt mich mit einem merkwürdigen Blick. Ein Lächeln ist darin, aber auch noch etwas anderes. „Du hältst mich also für einen aufgeblasenen Arsch und für größtenwahnsinnig.“

„Überhaupt nicht! Ich finde nur, dass du auch ohne mich ziemlich selbstbewusst wirkst.“

„Das bin ich auch.“ Er verschränkt die Arme vor der Brust. „Aber es hat gedauert.“

Vielleicht war er als Jugendlicher übergewichtig und pickelig, überlege ich, hüte mich aber, es auszusprechen. „In der Pubertät leiden wir alle unter irgendwas“, sage ich stattdessen.

Er grinst mich an. „Welch weise Worte aus dem Mund einer gerade der Pubertät Entwachsenen.“

Jetzt muss ich kichern. „Hey, ich bin 22!“

„Eben! Spätpubertär!“

Ich ramme ihm den Ellenbogen in die Rippen, und er lacht.

Wir setzen unseren Weg fort in Richtung „Rings and Roses“, einer Cocktailbar, die einige hundert Meter weiter ist.

„Ich freue mich jetzt auf einen Whisky Sour“, bemerkt er, als wir fast da sind. „Und du? Caipirinha oder Mojito?“

„Sex on the Beach“, platze ich heraus.

Er zieht die Augenbrauen hoch und ein spöttischer Blick trifft mich. „Bei diesem Wetter sicher genau das Richtige.“

Wieso muss ich gerade jetzt an Sex denken? Wenn auch nur in Cocktailform? Ich versuche, unbeteiligt dreinzuschauen. Doch ich merke, dass ich stattdessen dümmlich grinse.

Die Luft steht still zwischen den alten Häusern. Die Mauern strahlen noch die Hitze des Tages ab wie Ofenkacheln in einer gut geheizten Stube. Von den Straßencafés dringt der Geruch nach Kaffee und Zigarren zu uns herüber und die Fetzen hunderter angeregter Gespräche. Auf den Tischen flackern Windlichter und tauchen die

Gesichter um sie herum in ein warmes, mildes Licht.

„Hier geht es ja zu wie auf ´ner Strandpromenade zur Hauptsaison. Lass´ uns um die Ecke gehen, da kenne ich einen Laden, in dem es ruhiger ist.“ Er weist auf die Querstraße vor uns, und wir biegen dort ein.

Hier gibt es nur schmale Bürgersteige und kleine Läden mit Designerkleidern, handgemachtem Schmuck und Naturkosmetika. Die Schaufenster sind spärlich beleuchtet, vor manchen sind Jalousien heruntergelassen, wie man das aus Italien kennt. Laternen malen kleine Lichtkreise auf den Bordstein. Weiter hinten ein Lichtkegel aus einer geöffneten Kneipentür. Der Lärm dringt nur noch gedämpft zu uns. Bald nehmen wir nur noch unsere Schritte wahr und von ganz weit weg das nie enden wollende Grundrauschen des Berliner Verkehrs.

Bis wir Männergebrüll vor uns hören. „Ihr Arschlöcher!“ Zwei Typen zerren einen dritten auf die Straße. Der tritt um sich und flucht und schimpft wie ein Bierkutscher. Ein Faustschlag trifft ihn an der Schläfe, und er geht zu Boden.

Jonathan rennt plötzlich auf die drei zu. In einer blitzschnellen Bewegung hat er einen der Angreifer in den Schwitzkasten genommen. „Lasst sofort den Mann in Ruhe“, zischt er. Doch der zweite Angreifer versetzt dem Typen einen Tritt und kommt mit erhobenen Fäusten auf Jonathan zu. Der Kerl im Schwitzkasten zappelt und schreit. Mit angehaltenem Atem ziehe ich mein Smartphone aus der Tasche, um die Polizei zu rufen.

Doch da sprintet der andere Angreifer auf mich zu. Jonathan lässt den ersten los und spurtet ihm hinterher.

Ich stehe da und starre auf die beiden wie ein hypnotisiertes Kaninchen. Jonathan macht eine merkwürdige Verrenkung, und plötzlich liegt der Mann am Boden.

„Achtung!“, schreie ich. Denn nun ist ihnen der erste Angreifer gefolgt, reißt Jonathan am Arm herum und verpasst ihm einen Schlag mitten ins Gesicht.

„Du miese Sau!“, schreit er dabei mit wutverzerrtem Gesicht. Jonathan taumelt und fasst sich an die Nase. Doch nur ganz kurz. Dann gelingt es ihm, den Schläger zu packen und ihm den Arm auf den Rücken zu drehen. Nur, dass sich inzwischen der andere wieder aufgerappelt hat und versucht, seinen Kumpel aus Jonathans Gewalt zu befreien.

Impulsiv stürme ich auf die drei Männer zu. Ohne nachzudenken, reiße ich dem Typen, der an seinem Kumpel zerrt, mit einem Griff ins Haar nach hinten und schreie ihn an. „Hör sofort auf, du Penner!“ Dann schlage ich mit meiner Handtasche auf ihn ein. Er stürzt nach hinten. Wahrscheinlich ist er betrunken und nicht mehr ganz standfest. Ansonsten säße ich jetzt tief in der Patsche. Im Fallen greift er nach meinen Beinen und zieht mir die Füße weg. Mein Kopf schlägt schmerzhaft auf das Pflaster auf. Ein dumpfer Schmerz macht sich im Hinterkopf breit. Benommen ziehe ich meine Beine unter seinem Rücken hervor und rutsche mit dem Hintern so weit von ihm weg, wie es mir möglich ist.

Jonathan hat dem anderen Typen die Arme auf den Rücken gedreht. So hält er ihn unerbittlich fest. Mein Angreifer will sich aufrappeln, doch es gelingt mir, vor ihm auf den Beinen zu sein. Ich renne zum nächsten Hauseingang, drücke mich in den Türbogen und tippe hastig 110. Der Typ folgt mir nicht, er versucht stattdessen, in die andere Richtung zu flüchten. Dabei hält er sich den Kopf. Offenbar hat er sich den auch angeschlagen.

„Notrufzentrale. Was kann ich für Sie tun?“ Ich atme auf, gebe der Frau am anderen Ende einen knappen Abriss der Geschehnisse und beschreibe unseren Standort. „Der Funkwagen kommt sofort“, sagt sie, und ich stöhne auf vor Erleichterung und Schmerz. Mein Angreifer ist weg. Den anderen hält Jonathan immer noch unbarmherzig

im Klammergriff. Das Opfer der beiden sitzt mitten auf der Straße und blutet aus der Nase.

Ich eile zu ihm hin und halte erst mal die Luft an. Meine Herren, hat der Kerl getankt! Ich schätze ihn auf 2 Promille. Trotzdem beuge ich mich zu ihm herunter, um ihm auf die Beine zu helfen. „Geht es Ihnen gut?“

Er sieht zu mir auf mit verschwommenem Blick aus wässrigen, blutunterlaufenen Augen. „Sehichsoausssss?“, lallt er.

„Können Sie aufstehen?“

„Weiß nich' ...“

Ich greife nach seinem Arm, aber er ist zu schwer und zu betrunken. Mit halbgeschlossenen Augen lässt er sich zurück auf den Boden sinken. „Sie müssen hier weg, sonst wird Sie noch jemand überfahren.“

„Mir egal“, murmelt er. Dann dreht er sich zur Seite und macht ein würgendes Geräusch. Ich weiche hastig zurück, bevor er mir auf die Füße kotzt. Mir wird schlecht, ich muss mich schnell abwenden.

Endlich. Mit Blaulicht kommt ein Polizeiauto vor uns zum Stehen. Gleich dahinter folgt ein Krankenwagen. Die Sanitäter eilen zu dem Betrunkenen auf der Straße.

Jonathan übergibt den Täter den zwei Polizeibeamten, die ihm Handschellen anlegen.

Der beginnt zu schreien und um sich zu treten. „Ihr Schweine! Ihr vedammten Stasi- und Nazischweine!“ Die Beamten haben alle Hände voll zu tun, ihn in den Wagen zu verfrachten. Während einer ihn bewacht, nimmt der zweite unsere Personalien auf.

Als sie den Typen endlich wegbringen, legt Jonathan schützend einen Arm um mich. Erst jetzt merke ich, dass ich zittere.

Ich schaue zu ihm hoch und entdecke eine klaffende Wunde an seiner Wange. Blut sickert auch aus seiner rechten Augenbraue, das Auge darunter ist geschwollen.

„Oh Gott, was haben sie mit dir gemacht?“ Instinktiv greife ich nach seiner Hand und streiche mit der anderen Hand über seine unverletzte Gesichtshälfte.

Er legt beide Arme um mich. Ich zittere am ganzen Leib, und er streicht beruhigend über meinen Rücken. „Halb so schlimm“, raunt er mir zu. Bei diesen Worten fange ich vor lauter Erleichterung an zu schluchzen. „Nicht weinen, es ist doch alles gut.“ Ich atme seinen Duft ein, es hat etwas Tröstliches. Trotzdem kann ich mich nicht beruhigen.

„Mein Kopf“, schluchze ich. „Deine Nase ... wie kannst du sagen, dass alles gut ist?“

Eine fremde Hand legt sich auf meine Schulter. Eine fremde Stimme sagt: „Wir bringen Sie schon wieder in Ordnung.“ Es ist die Stimme des Rettungssanitäters, der uns zum Rettungswagen führt. Der Besoffene liegt darin auf einer Liege, ein Tropf hängt über ihm, aus dem eine klare Flüssigkeit in seine Armbeuge läuft.

Der Sanitäter besieht sich unsere Verletzungen. „Das muss genäht werden“, sagt er zu Jonathan. Und dann, zu mir gerichtet: „Sie hatten Glück, dass keiner von denen ein Messer dabei hatte.“

Jonathan setzt sich neben mich auf die Kante des Rettungswagens. Aus seinem unverletzten Auge sieht er mich an, ein Grinsen auf seinem Gesicht. „Das war wohl nicht die Art Date, die dir vorschwebte ...“

Trotz meiner Schmerzen muss ich kichern, zwar etwas zittrig, aber immerhin. „Ich habe immer noch kein Sex on the Beach.“

Zwei Stunden später sitzen wir auf harten Stühlen im Vorraum des Polizeiabschnitts. Jonathans Platzwunde ist mit vielen kleinen Klebestreifen zusammengeflickt, unter seinem rechten Auge prangt ein Veilchen, und in der Hand hat er ein Kühlkissen, das er zwischendurch immer wieder auf die Stelle presst. Sein rechter Hemdsärmel ist zerrissen. Ich selbst habe im Krankenhaus zwei Schmerztabletten bekommen. An meinem Hinterkopf lässt sich eine fette Beule ertasten. „Nichts Ernstes“, hat die Notärztin zu mir gesagt. „Das geht in ein paar Tagen wieder weg.“

Wir haben uns beide bereiterklärt, unsere Aussage gleich zu Protokoll zu geben. Draußen, vor dem vergitterten Fenster, ist ein Stückchen Himmel zu sehen, das langsam heller und heller wird. Spatzen beginnen zu zwitschern und zu schwatzen. Das weit geöffnete Fenster lässt einen Schwall kühler Morgenluft herein und vertreibt für einen Moment den stickigen Geruch nach verschwitzten Menschen und abgestandenem Kaffee.

Während die beiden Polizisten mit müden Gesichtern vor ihren Displays sitzen und mehr oder weniger geschickt die Berichte in die Tasten hauen, stiehlt sich Jonathans Hand in meine. „Was machst du, wenn wir hier heraus kommen? Trinkst du wenigstens noch einen Kaffee mit mir? Oder habe ich dich jetzt mit dieser Aktion vergrault?“

„Wenn du mich vergrault hättest, dann säße ich wohl kaum hier. Obwohl ... als du sagtest, du wolltest nur ein Gig mit uns buchen ...“

Er drückt meine Hand. „Es war ein bisschen ungeschickt von mir“, gibt er zu. „Aber die Wahrheit wolltest du ja nicht glauben.“

Ich richte mich auf und drehe mich zu ihm. „Welche Wahrheit?“

Oh du meine Güte, sieht sein Gesicht kaputt aus. Trotzdem funkelt sein intaktes Auge amüsiert. Er hebt die freie Hand und fährt mit den Fingerknöcheln über meine Wange. Eine zärtliche Geste, die mein Herz in Galopp versetzt.

„Die Wahrheit ist: Als ich dich auf diesem Plakat gesehen habe, war mir klar, dass ich dich kennenlernen muss. Die Idee mit dem Gig ist mir erst später gekommen. Ich ... wie soll ich es sagen ... ich glaube, ich habe mich in dein Bild ...“

„Herr Forster, kommen Sie?“ Einer der Polizisten steht vor uns und schmunzelt auf uns herab.

Der steht auf, zwinkert mir zu und folgt dem Beamten in einen Vernehmungsraum, während ich die Augen schließe. Ich lasse die Bilder der heutigen Nacht an mir vorbeiziehen. Wie er sich um die Frau gekümmert hat. Wie er die Schlägertypen gebändigt hat, anstatt sich mit mir einfach zu verdrücken. *Er ist anders als ich dachte*, ist mein letzter Gedanke, bevor ich einnicke.

Ich wache davon auf, dass mir jemand auf die Schulter tippt. Wo bin ich? Oh ... Der Polizist steht vor mir. „Sind Sie bereit oder möchten Sie es verschieben?“

„Nein, nein ... ich komme schon ...“ Schwerfällig richte ich mich auf und folge ihm.

Auf dem Gang kommt mir Jonathan entgegen, macht ein kleines Victory-Zeichen mit zwei Fingern. „Ich warte auf dich“, raunt er mir im Vorbeigehen zu.

„Danke.“

Die Vernehmung dauert länger als ich erwartet habe. Jede Seite, die der Beamte geschrieben hat, liest er mir noch einmal vor, dann muss ich sie alle auch noch unterschreiben. Als ich gehen darf, überwältigt mich die Müdigkeit.



Jonathan nimmt meinen Arm, als wir das Revier verlassen. Auf der Straße empfängt uns der erste Straßenlärm. Hinter den Häusern steigt die Sonne als halbrunder Feuerball in die Höhe und färbt die Wölkchen am Himmel leuchtend orangerot. Ein Fahrzeug der Stadtreinigung schleicht lärmend durch die Straße und fegt den Müll der vergangenen Nacht aus dem Rinnstein. Dabei hinterlässt es eine feuchte Spur.

„Willst du gleich ins Bett oder trinken wir jetzt doch noch etwas zusammen?“

Ich zucke bei dem Wort „Bett“ zusammen. Was meint er? Dass wir jetzt ...

„Ein richtiger Kaffee wäre jetzt toll“, murmele ich. Den Gedanken an Sex on the Beach habe ich aufgegeben.

„Kannst du denn danach schlafen?“

„Unbedingt. Ich muss sogar. Meine Klausur ... du weißt schon ...“

Er schmunzelt. Dann legt er mir den Arm um die Schultern und wir überqueren die Straße. Ohne dass wir darüber reden müssen, betreten wir die Bäckerei auf der anderen Seite, aus der es verführerisch nach frischen Brötchen und italienischem Kaffee duftet.

„Unser erstes gemeinsames Frühstück“, sagt Jonathan, nachdem wir uns einen riesigen Cappuccino und zwei belegte Brötchen gegönnt haben. „Und das, obwohl wir ...“

„... noch nicht mal ein Date hatten“, ergänze ich seinen Satz und versinke für einen Augenblick in seinen Schokoladenaugen.

Er beugt sich zu mir vor. „Ich möchte aber ein Date. Eins mit allem Drum und Dran. Essen gehen, was trinken, tanzen ... und dann ...“ Sein Blick bleibt an meinem Busen hängen, und es fühlt sich an wie eine Berührung. Prompt reagiert mein Körper darauf.

„Dann frühstücken wir wieder zusammen?“

„Du hast da was ausgelassen.“ Er legt eine Hand auf meine und lächelt. Es sieht ein bisschen anzüglich aus und gleichzeitig absolut unwiderstehlich. „Habe ich mir nach dieser Nacht nicht ein wenig mehr Entgegenkommen verdient?“ Jetzt ist aus dem Lächeln ein breites Grinsen geworden.

Oh ja, das hat er sich wirklich verdient. Nur, da ist noch was. Dieser Gig. Hat er vorhin wirklich gemeint, was er gesagt hat? Bevor ich antworten kann, steht er auf und zahlt. Dann kommt er an unseren Tisch zurück und zieht mich sanft zu sich hoch, an seine Brust, in der ich sein Herz schlagen höre.

„Ich bringe dich jetzt nach Hause“, raunt er in mein Haar. Oh, dieses Prickeln, das meinen Nacken entlang läuft, die Wirbelsäule hinunter. Direkt zwischen meine Beine. Eigentlich will ich ihm sagen, dass es nicht nötig ist, aber mein Widerstand ist weggeflogen. Irgendwo zwischen dem Döner und der Polizeistation hat er mich erwischt. Oder besser „es“.

„Ja bitte“, kann ich nur sagen. Alles andere wäre jetzt falsch. Er drückt mich kurz an sich und ruft dann ein Taxi. Heute Nacht haben wir den Umsatz dieses Gewerbes ganz schön angekurbelt.

Ich lehne den Kopf an seine Schulter und er legt den Arm um mich. Ein Gefühl der Sicherheit umgibt mich wie eine warme Hülle, in die ich mich hineinkuscheln kann.

„Wach auf, wir sind da.“ Ups — bin ich gerade schon wieder eingeschlafen? An seiner Schulter? Mühsam raffte ich mich auf und krabbelte ungelentk aus dem Auto. Die Sonne scheint mir ins Gesicht. Heute wird wieder ein heißer Tag werden. Jonathan führt mich zum Hauseingang.

Als ich in meiner Handtasche nach dem Schlüssel kramen will, hält er mich am Arm fest. „Nicht so hastig.“

Seine Hände gleiten die Arme hinauf. Seine Lippen sind plötzlich ganz nah an meinen. Ich will der Verlockung seines sinnlichen Mundes nachgeben, doch er streift mir damit sanft über die Wange. „Ich konnte vorhin nicht ausreden. Du sollst wissen, dass ich dich gesucht habe. Und nicht irgendeinen Gig. Ich habe dein Bild gesehen, deine Augen, deinen unwiderstehlichen Mund, dein Lächeln. Und dann habe ich deine Stimme gehört.“ Er küsst meinen Hals. Die Nervenenden unter seinen Lippen beginnen zu vibrieren. Oh mein Gott. „Ich komme nicht mit nach oben. Aber ich bitte dich, diesen Abend zu wiederholen.“

Ich will Einspruch erheben. Noch einmal Altersheim und Polizeirevier? Doch er legt mir einen Finger auf den Mund. „Ich weiß, was du sagen willst. Aber ich habe mich trotz allem noch nie so gut amüsiert wie mit dir.“

Ich reiße den Blick von seinen Lippen los und unsere Augen treffen sich. Die warme Glut in seinem Blick beschleunigt meinen Puls und lässt meinen Magen flattern. Er hat recht: Es war die bei weitem amüsanteste Nacht, die ich seit langem verbracht habe. Trotz Veilchen, Platzwunde und Bluterguss. Und das erkennt er, ohne dass ich etwas sagen muss. Er sieht über die Flecken auf meinem Kleid hinweg, über mein inzwischen verstrubbeltes Haar, und wahrscheinlich habe ich auch noch verlaufene Wimperntusche unter den Augen.

Und mir ist sein Veilchen egal, die blutigen Schrammen, das zerrissene Hemd. Ich sehe nur die schönen dunklen Augen, deren Blick sich jetzt auf meinen Mund senkt, die Lippen, die sich mir nähern, fühle nur die Wärme seines Körpers, den er jetzt dicht an mich drängt. Und dann küsst er mich endlich. Wie weich diese Lippen sind. Wie zart er damit um Einlass bittet, wie vorsichtig und zugleich zielstrebig er die Zunge in meinen Mund schiebt, leicht und verführerisch umschmeichelt er mich, ohne zu fordern, ohne zu drängen. Wir stehen da, aneinandergeschweißt, seine Hände auf meinem Po, seine Erektion an meinem Bauch. Mir entfährt ein kleines atemloses Keuchen, und er presst sich fester auf meinen Mund. Unsere Zungen suchen und finden sich, verbinden sich zu einem erregenden Tanz. Ich kann gar nicht aufhören, will immer weiter von ihm schmecken, seinen warmen Duft einatmen, die Nähe zu diesem ganz und gar heißen Körper ganz auskosten.

Ich weiß nicht, wie lange dieser Kuss gedauert hat, als plötzlich neben uns die Haustür aufgeht und ein älterer Mann vor uns steht. Wir fahren auseinander wie Teenager, die man bei etwas Unanständigem ertappt hat, und er grinst amüsiert, tippt sich grüßend an die Stirn und wünscht uns einen guten Morgen. Wir schauen ihm hinterher, wie er pfeifend in Richtung Bushaltestelle geht, und wenden uns dann einander zu.

Zwischen meinen Beinen pocht das Verlangen nach ihm. Den ganzen Körper hat es inzwischen erfasst. Er zieht mich in die Arme, und noch einmal fühle ich die stattliche Beule in seiner Körpermitte, die Auskunft über seinen Zustand gibt. „Ich gehe jetzt.“

Ich will widersprechen, aber wieder legt er mir einen Finger auf den Mund. „Widersprich nicht“, sagt er lächelnd. „Du musst jetzt schlafen. Und dann auch noch lernen. Alles soll seine Ordnung haben. Erst das Date, und dann ...“ Dann küsst er mich noch einmal, kurz, aber so glutvoll, dass mir ganz schwach wird. Als er von mir ablässt, habe ich einen trockenen Hals vor Erregung. „Morgen?“, fragt er sanft.

Ich nicke. „Morgen.“

## Danksagung

Danke, liebe Leserin, lieber Leser, fürs Lesen! Danke für deine Zeit! Ohne dich könnte ich meine Arbeit nicht machen, ohne dich wäre das Schreiben für mich sinnlos. Erst wenn meine Geschichten dir gefallen, dann habe ich mein Ziel erreicht. Schick´ mir gern eine E-Mail an [hallo@greta-schneider.de](mailto:hallo@greta-schneider.de), um mir die Meinung zu sagen — auch wenn es dir nicht gefallen hat. Ich freue mich über jede Rückmeldung und brauche sie, um mich weiter zu verbessern.

Ein besonderer Dank geht an mein Testleser-Team: Mädels, eure Tipps haben mir sehr weitergeholfen!

Falls du jetzt Lust bekommen hast, eins von meinen Büchern zu lesen, schau dir doch einfach eine der folgenden Leseproben an — und freue dich auf die kommenden Newsletter mit noch mehr Neuigkeiten und Hintergrundgeschichten!

Deine Greta

# Leseprobe Herzgefängnis

## Klappentext

Leidenschaft ist vorprogrammiert, als Leo, Kriminalhauptkommissar in Berlin, auf die angehende Rechtsanwältin Sabina trifft. Aus ihrer heißen Affäre wird mehr werden, das spüren beide sofort. Wäre da nur nicht dieses peinliche Geheimnis, das Sabina vor Leo verbirgt - bis es einen Mord gibt. Sie wird als Tatverdächtige verhaftet, und Leo sieht sich einem charmanten und gewieften Konkurrenten um Sabinas Zuneigung gegenüber: Ihrem cleveren Rechtsanwalt, der alles daran setzt, um sie aus den Fängen der Justiz zu befreien - und ihr Herz zu gewinnen ...

# Kapitel 1

*Bloß weg hier.*

Das war alles, woran ich beim Aufwachen dachte. Nicht zum ersten Mal übrigens. Zugegeben.

Ich setzte die Füße lautlos auf den Laminatfußboden und verlagerte vorsichtig mein Gewicht auf die Beine. Regelmäßige Atemzüge hinter mir beruhigten mich: Ich würde unbemerkt rauskommen.

Nachdem ich mich angezogen hatte, scannte ich den Raum nach möglicherweise verlorenen oder vergessenen Gegenständen. Gegenstände, die man später gegen mich verwenden könnte, und wurde fündig. Mein Kreolen-Ohring! Ich hob ihn auf und steckte ihn an. Meine Schuhe in der Hand, tappte ich auf Strümpfen in Richtung Wohnungstür.

Es kam auch nicht zum allerersten Mal vor, dass ich beim leisen Zuziehen der fremden Tür hörte, wie jemand meinen Namen murmelte. Was mir aber definitiv noch nie passiert war:

Die Person, aus deren Wohnung ich mich gerade schlich und die mir mit verschlafener Stimme „Sabina?“ hinterher rief, war - eine Frau.

Das machte das Ganze nicht besser.

Der Hausflur lag im Dunkeln und ich würde den Teufel tun, jetzt das Licht anzuschalten. Trotz der eisigen Kälte in dem ungeheizten Flur tappte ich immer noch auf Strümpfen über die abgetretenen Stufen. Das rissige, löchrige Linoleum pikte in meine Fußsohlen. Einige Stufen knarzten unter meinen Füßen. Der muffige Geruch verschlug mir fast den Atem. Unten angelangt, hielt ich die Luft an. Oben ging eine Tür. War das ... sie? Was, wenn die Haustür abgeschlossen war? Um 5 Uhr 30 an einem Sonntagmorgen wäre das normal. Ich traute mich nicht, es zu probieren.

Das Licht ging an. Schritte auf der Treppe. Ich duckte mich unter den Treppenvorsprung. Ein Kinderwagen gab mir Deckung.

„Sabina?“ *Bitte geh wieder rauf. Ich ruf dich auch an und erkläre dir alles.*

„Sabina! Verdamm!“ Es hallte im ganzen Treppenhaus wider. Na toll. Es quietschte und klapperte, als sie die Haustür öffnete. Wenigstens nicht abgeschlossen. Ein Glücksfall?

Meine Beine waren bereits taub vor Kälte. Doch ich hockte weiter regungslos in meiner Ecke. Sie war immer noch draußen, schaute wahrscheinlich auf der Straße nach mir. Die Haustür war ins Schloss gefallen. Minutenlang war nichts zu hören. Mist. Sollte ich hier den ganzen Morgen verbringen?

Ich beschloss, wenigstens die Schuhe anzuziehen. Doch öffnete sich die Haustür erneut. Ich duckte mich noch tiefer unter den Treppenvorsprung. Sie kam langsam näher. Ich konnte ihre Hausschuhe sehen. Dicke Lammfell-Puschen. Die hätte ich mir jetzt auch gewünscht. Unschlüssig war sie stehen geblieben. Die 15 Sekunden, bis sie sich auf dem Absatz umdrehte und mit schwerfälligen Schritten wieder hinauf ging, waren die längsten meines Lebens. Wenigstens hatte sie die Haustür nicht abgeschlossen.

Als ich mich aufrichtete, stieß ich mit dem Kopf an die Treppe. Der Schmerz trieb mir die Tränen in die Augen, aber ich knirschte nur mit den Zähnen, statt aufzuheulen. Schlimm genug, dass der Anstoß zu hören gewesen

war. Mühsam schlüpfte ich in die viel zu dünnen, ungefütterten Stiefeletten aus Wildleder, warf mir die Daunenjacke um die Schultern und schlich hinaus. Hinter mir fiel die Tür mit einem viel zu lauten Krachen ins Schloss.

Auf der Danziger Straße fahren schon die ersten Straßenbahnen. Eigentlich hätte ich nach rechts abbiegen müssen, um nach Hause zu kommen. Aber dann hätte sie mich aus ihrem Fenster sehen können. Ich wandte mich nach links. An die Hauswände geduckt, stöckelte ich in der Dunkelheit dahin. Unter meinen Füßen knirschte das schwarze Granulat, mit dem sie die Bürgersteige während des letzten Schneefalls gestreut hatten. Einzelne Steinchen spürte ich unter der dünnen Sohle. Am Straßenrand lagen überall noch schmutzige, graue Häufchen des Schnees, der es nicht geschafft hatte, vor der nächsten Frostperiode wegzutauen.

Nicht nur meine Füße, auch meine Ohren brannten vor Kälte. Ich kramte in meiner Tasche nach der Mütze, doch sie war nicht da. Ich fluchte. Sie musste mir aus der Tasche gefallen sein. Hoffentlich nicht in ihrer Wohnung. So eine Scheiße.

Trotzdem: Immer noch besser, als morgens einem Wildfremden in die Augen schauen zu müssen, der dich *so* gesehen hat. Der dich dabei ertappt hat, wie du schwach wirst. Obwohl der Fremde vorher eine abscheuliche Mickymaus-Krawatte getragen hat. Oder den ganzen Abend peinliche und überhaupt nicht komische Witze gerissen hat. Oder eine Frau ist.

Alles ist besser, als in den Augen dieser fremden Person zu entdecken, dass sie in ihrem Gedächtnis für immer dieses Bild deiner Schwäche gespeichert hat. Wie ein Erpresserfoto, das sie jederzeit hervorkramen und ansehen kann, um sich an deiner Blöße zu weiden.

Die ersten Anrufe kamen schon zwei Tage später.

Ich saß über einer schwierigen Übungsklausur und hoffte, es käme nächste Woche keine Aufgabe wie diese hier dran. In meinem Kopf hatte sich dieser Fall zu einem Knoten von unlösbaren juristischen Problemen verbunden. Als ich mir ungeduldig durchs Haar fuhr, erinnerte mich ein dumpfer Schmerz am Hinterkopf an meine Flucht. Ich hatte eine heftige Beule zurückbehalten. Sogar beim Kämmen schmerzte es.

Mein Handy brummte. Keine Nummer, die ich kannte, sonst wäre ich vielleicht vorgewarnt gewesen.

„Hallo?“

„Sabina?“ Das war ihre Stimme. Die Stimme der Frau, die ich enttäuscht, verletzt, gedemütigt hatte. Heilige Scheiße.

„Äh – ja?“ Mehr wagte ich nicht zu sagen. Es war definitiv das erste Mal, dass jemand, dessen Bett ich so früh verlassen hatte, auch noch anrief.

„Hier ist Heimke. Du hast was bei mir vergessen.“

Das kam schneidend und kalt. Ich hörte, wie sie heftig atmete. Weinte sie? Oder schnaubte sie nur vor Wut?

„Heimke, es tut mir leid“, versuchte ich sie zu besänftigen. „Das war ... ich wollte nicht ... ich habe ...“

Mein Herz schlug bis zum Hals.

„Dein Rumgestotter kannst du dir so was von in den Arsch schieben“, zischte sie. „Willst du nicht wissen, was ich hier habe?“

„Heimke, ich bin dafür nicht gemacht. Verstehst du? Ich – es geht nicht. Es war keine böse Absicht. Ich kann nicht - und ich will nichts von dir. Ich war betrunken. Verstehst du das? Es tut mir leid.“

Oh Gott. Das war schlimmer als jede Blöße, die ich mir je gegeben hatte.

Die Antwort war Wutgeheul. „Du ... du SCHLAMPE!!!“ Ihre Stimme überschlug sich. „Du miese kleine Schlampe! Dafür wirst du BEZAHLEN!!!“

Sie brach in hysterisches Schluchzen aus.

Ich drückte sie weg. Meine Mütze konnte sie behalten. Ich hatte mir schon eine neue gehäkelt. Leuchtend blau mit schwarz.

Die Klausur konnte ich erst mal vergessen. Dabei musste ich dieses blöde Zwangsvollstreckungsrecht dringend in meinen Kopf hineinbekommen. Und hatte dafür noch genau eine Woche.

Im Laufe des Tages rief sie noch zweimal an. Das erste Mal machte ich noch den Fehler, das Gespräch anzunehmen.

„Ich krieg´ dich“, zischte sie. Und beleidigte mich mit Worten, die ich nicht wiedergeben kann.

Das zweite Mal drückte ich sie nur noch weg. Ich fand, wir waren jetzt quitt.

Am Abend hatte ich eine neue Handynummer.

## Kapitel 2

Die kleine Nebenstraße war zugeparkt. Vor dem „Randale“ stand ein Lieferwagen, halb auf dem Bürgersteig. „24-Stunden-Notdienst“. Zwei Typen im Blaumann kamen aus dem Lokal. Trotz ihrer müden Augen knipsten sie einen Macho-Nacktschauer-Blick an, als sie an mir vorbei auf den Wagen zusteuerten. „Na, wollt ihr auch mal anfassen?“ lag mir auf der Zunge. Aber ich tat lieber so, als wären sie durchsichtig. Franz tauchte ächzend hinter seinem Tresen auf, als ich die Stufen zum Gastraum herunterkam. Er wischte sich mit einem Geschirrtuch den Schweiß von der Stirn.

„Jottseidank, da biste ja, Sabina“, rief er mir zu. Als ich um den Tresen herumkam, schüttelte er meine Hand mit beiden Händen und strahlte, als hätte er mich ewig nicht gesehen. Dabei waren es gerade mal drei Wochen.

„Hallo Franz.“ Ich küsste ihn auf die Wange. „Was ist denn los? Ich hab’ draußen die Typen vom Notdienst gesehen ...“

„Thermostat kaputt! Heute musste extra viel Bier verkaufen, damit ick den Tausender bald wieda drin habe, den det kostet“, stöhnte Franz, während ich mir eine schwarze Schürze mit der roten Aufschrift „Randale“ umband.

„Ich geb’ mir Mühe.“

Er blickte mich kritisch an. „Dünne biste jeworden.“

„Na ja. Ich hatte nicht so den Appetit in letzter Zeit.“

Während der vergangenen drei Wochen hatte ich mich fast nur noch von Nutellabrotten ernährt – etwas anderes wollte mein Magen nicht annehmen.

„Na, denn iss ma’ eene von denen hier. Hat Agnes heute jemacht.“ Er deutete auf eine Platte mit Glasdeckel, unter dem sich appetitliche, frisch gebratene Bouletten stapelten. Das Stück 1 Euro.

Ich schüttelte den Kopf.

„Vielen Dank, Franz. Ich hatte gerade ein reichliches Abendbrot bei meinen Eltern. Später vielleicht.“ Ich schloss die Kasse auf und stellte die ersten Gläser zurecht.

„Schön, det de wieder da bist. Hast hier echt jefehlt“, seufzte Franz, während er Bierschaum in zwei Gläser laufen ließ. „Ick weeß jar nich’, wat ick machen soll, wenn de erst ma janz wech bist – und det is’ ja nu jar nich mehr so lange hin.“

„Ach Franz. Wenn du mich noch willst, bleibe ich bis Ende Mai. Und danach komme ich ganz bestimmt als Gast!“

„Na jut. Denn habe ick ja jenuch Zeit, `n Nachfolger einzuarbeiten. Aber schade isset doch ...“

Die ersten Gäste hatten sich bereits auf der Treppe zum Dancefloor eine halbe Etage höher eingefunden. Ich fing an, Cocktails zu mixen und Colas auszuschenken. Freitagabend in der Hauptstadt, und ich war endlich wieder unter den Lebendigen.

Der Gast wischte sich den Schaum von der Oberlippe und runzelte die Stirn.

„Das Bier ist zu warm“, meckerte er. „Hoffentlich kriegt ihr das nächste besser hin.“ Damit verschwand er in



Richtung Dancefloor, noch bevor ich mich entschuldigen konnte.

Ich hätte jetzt auch ein kühles Frisches vom Fass vertragen können, bei der Hitze hier drin. Aber ich nahm lieber eine Cola und spendierte mir ein zusätzliches Stück Zitrone. Franz hatte es nicht gerne, wenn wir vor Feierabend Alkohol tranken.

Als ich das Glas absetzte, beobachtete ich einige Gäste, die interessiert Richtung Eingang schauten. Ich folgte ihrem Blick. Ein attraktives Paar hatte den Raum betreten und erregte einiges Aufsehen. Der Mann ging vor, blieb kurz auf dem Treppenabsatz stehen, breitschultrig und wachsam. Kastanienbraune Locken umrahmten sein ebenmäßiges Gesicht. Er trug nur eine Lederjacke und Jeans, aber trotzdem zog er die Blicke auf sich. Es war nicht nur sein Aussehen. Ja, er hatte eine athletische Figur. Und Wahnsinns-Oberschenkel. Doch es war mehr seine Haltung. Gelassen und selbstbewusst. Nachdem er den Raum aufmerksam mit den Augen durchmessen hatte, kam er die Stufen herunter, gefolgt von einer beneidenswert geformten Blondine.

Ihre Lederjacke war offen und gab den Blick frei auf eine perfekte, sexy Figur. Allein der Busen, der unter dem hellen Rollkragenpulli sichtbar wurde - manche Frauen würden wahrscheinlich dafür töten.

Er schaute sich nach ihr um, und sie nickte kaum merklich. Beide lächelten, und es sah verdammt vertraut aus. Mit wippendem Pferdeschwanz bog die Blonde nach oben in Richtung Dancefloor ab, während der Mann zielstrebig auf meinen Tresen zusteuerte. Cocktailschlürfende Mädels auf der Treppe verfolgten beide mit abwechselnd neidischen und sehnsüchtigen Blicken.

Er kam direkt zu mir. Ich musste zu ihm aufsehen und hielt die Luft an. Er war nicht direkt schön. Seine Nase war zu groß für ein klassisches Profil und nicht sehr gerade. Doch in seinen Zügen lag etwas Ausdrucksvolles. Ein energisches Kinn, sein fester, trotzdem sinnlicher Mund fielen mir auf.

„Guten Abend. Haben Sie fünf Minuten Zeit?“

Seine Stimme ein klarer Bariton. Er klang nicht wie jemand, der einfach nur ein Bier bestellen will.

*Für jemanden wie Dich sogar länger*, wollte mein etwas vorlautes Unterbewusstsein gerne sagen. *Viel länger* ... Doch ich verbot ihm den Mund.

„Ja klar. Was kann ich Ihnen anbieten?“

Ein langer Blick aus grünen Augen. Mit Goldpartikeln in der Iris. Die gerade anfangen, sich zu bewegen. Herzklopfen. Sein Blick hielt mich länger fest als für die Antwort nötig.

„Danke, erst mal gar nichts. Ich habe nur eine Frage an Sie.“

Er nestelte an seiner Jeans herum und zog eine Messing-Dienstmarke heraus. „Kriminalpolizei“ stand darauf zu lesen.

„Kriminalhauptkommissar Leo König“, stellte er sich vor und machte dabei tatsächlich eine knappe Verbeugung.

„Ähh ... freut mich“, stotterte ich. Unsere Augen trafen sich noch einmal, und er schmunzelte verstohlen. Er hatte Lachfältchen um die Augen und erstaunliche Wimpern. Mein Herz geriet ins Stolpern.

„Kennen Sie diesen Mann hier?“ Er schob mir ein Foto über den Tresen, und ich konnte seine Hände bewundern. Sie waren kräftig und groß. *Er kann damit zupacken*. Ich musste mich zusammenreißen, um statt ihrer das Foto anzusehen.

„Darf ich es mal ins Licht halten?“ Ich durfte.

„Das ist ja Bernie!“ entfuhr es mir. Unverkennbar: das rote Haar, der Dreitagebart, das etwas schiefe Grinsen. Kein Zweifel: Das war mein persönlicher Lieblingsstammgast Bernie Hofreiter, seines Zeichens Müllfahrer und veränderter Rockgitarrist.

„Was ist mit ihm?“

„War er auch am Mittwoch hier?“ Sein Blick besagte, dass er hier die Fragen stellte.

„Oh, das kann ich nicht sagen. Ich arbeite nur freitags und manchmal am Samstag oder Sonntag hier. Tut mir leid.“

Mist. Wie gerne hätte ich dieses Gespräch jetzt fortgesetzt.

„Vielleicht weiß Franz etwas – mein Chef. Fraanz! Kommst du mal kurz?“

Der Kommissar schüttelte den Kopf. „Moment – ich habe noch eine weitere Frage ...“ Doch Franz war schon neben mir.

„Was gibt’s denn so Wichtiges?“ Behäbig stützte er sich auf den Tresen, sodass man die Tätowierungen an beiden Armen sehen konnte.

„Der Kommissar hier möchte wissen, ob du am Mittwoch den Bernie gesehen hast“.

Stumm zeigte der noch einmal das Foto.

Franzens Blick verfinsterte sich. Seine Erfahrungen mit der Polizei schienen nicht die Besten zu sein.

Ungerührt erwiderte der Beamte seinen Blick und zog ein zweites Mal seine Dienstmarke hervor.

„War der hier?“ Sein Gesichtsausdruck wechselte ins Amtliche.

Franz kratzte sich am Kopf, der so kahl und blank poliert war wie ein Osterei. „Buch führen tu ick darüber nich’. Aber wenn Se mich so fragen, ja. Der war hier. Kommt eijentlich jeden Mittwoch. Erzählt dann meistens wat von ‘ner Bandprobe und so. Manchma’ bringt er auch Leute mit. Dann trinken die ‘n paar Bier und hauen wieder ab. Meistens noch vor Mitternacht. Wissen Se, in der Woche ist da oben in der Disco nich’ so viel los. Da bleiben die meisten Gäste hier unten und gehen auch eher.“

„Schön, schön. Und wie war es nun an diesem Mittwoch?“

„Da kam er allein.“

„Wann? Wie lange blieb er?“

„Er kam so gegen zehn. Laberte wieder wat von seiner Band. Det se jetzt ‚Stairway to Heaven‘ proben. Der hat mir sogar wat vorjesungen ... hatte wohl einen zu viel drin. Na ja, so gegen eins ist er dann weg. Meinte noch, er hätte morgen Spätschicht und so.“

KHK König hatte ein schwarzes Notizbuch gezückt und machte sich Notizen. „Vielen Dank. Ich brauche dann noch Ihre Personalien.“

Widerwillig gab Franz ihm seine – Ämter, Behörden und Polizei flößten ihm Unbehagen und größtes Misstrauen ein. Jede Woche ermahnte er uns, vorsichtig mit den Kassenbons zu sein, wegen der Betriebsprüfung. Die fürchtete er wie das Fegefeuer.

„Nun zu Ihnen“, wandte sich Leo König erneut an mich. Ich schreckte ein wenig zusammen, als sein Blick mich traf. Oh Mann! Hatte er gemerkt, dass ich ihn beobachtete?

„Ihre Personalien bitte.“

„Brauchen Sie die dienstlich?“, erkundigte ich mich, nicht ganz sicher, ob ich den kritischen Unterton

hinbekam, den ich mir gerade wünschte.

Er zog die Augenbrauen hoch und zückte dabei seinen Stift.

„Absolut. Sie sind schließlich eine Zeugin. Oder hätten Sie´s gerne anders?“

Seine Mundwinkel zuckten, und die Goldpünktchen in seinen Augen schienen noch intensiver zu funkeln.

„Sie meinen, als Beschuldigte?“

„Nein. Ich meine eher ... privat.“ Ein Grinsen breitete sich auf seinem Gesicht aus.

„Ähh ... ich ... nur im Austausch gegen Ihre Dienstkarte“, stotterte ich.

*Haloo – was soll das denn? Er ist mit einer super aussehenden Blondine hier! Soll er denken, Du bist scharf auf ihn?!* Ich schalt mich selbst für meine vorlaute Klappe. Warum konnte ich nicht rechtzeitig mein Gehirn einschalten?

„Mit Vergnügen überlasse ich Ihnen meine Dienstkarte – und was Sie sonst noch wollen. Aber zuerst Ihre Personalien, bitte.“

Während Wärme mein Gesicht überflutete (was man bei der Beleuchtung zum Glück nicht gut sehen konnte), wurde sein Grinsen breiter. Ich hätte ihn jetzt gerne geohrfeigt. Und was Sie sonst noch wollen ... Geht´s noch?

Ich leierte Namen und Adresse herunter. Hoffte, es klang so gelangweilt wie bei Franz.

„Ihre Telefonnummer auch, bitte.“ Konnte jemand noch unverschämter grinsen als er in diesem Moment?

Ich runzelte die Stirn.

„Für Rückfragen, mein Gott. Falls ich noch Fragen an Sie habe.“

Er sprach mit mir, als verstünde ich kein Deutsch.

„Ist ja gut“, stöhnte ich und gab sie ihm. Eigentlich hätte ich mich nun hoheitsvoll abwenden müssen.

Schließlich hat man seinen Stolz. Aber meine angeborene Neugier siegte.

„Ist dem Bernie nun was passiert?“

KHK König machte eine beruhigende Geste und schüttelte den Kopf.

„Er wird sicher bald wieder an diesem Tresen hier sitzen. Alles andere müssen Sie ihn dann schon selbst fragen.“

Er griff in seine Lederjacke, und darunter trug er ein ledernes Holster. Mein Blick wanderte jedoch zu seinem durchtrainierten Oberkörper, der von dem dünnen Pullover nur unzureichend verhüllt wurde.

„Ach ja, hier. Bitte rufen Sie mich an, wenn Ihnen noch etwas einfällt.“

Mit diesen Worten überreichte er mir seine Visitenkarte.

Bevor ich danach greifen konnte, riss er sie mir weg, drehte sie um und schrieb eine weitere Telefonnummer darauf. „Falls ich unterwegs bin.“ Er schob sie mir wieder zu, ein verschwörerisches Blitzen in den Augen.

*Darauf kannst du aber lange warten*, giftete mein allzeit bereiter Stolz, während ich mich an einem höflichen Lächeln versuchte.

„Dann könnte ich ja stattdessen Ihre Kollegin anrufen“, versetzte ich spöttisch, um meinen kleinen Lapsus wieder auszubügeln.

„Das könnte Ihnen so passen. Sie reden nur mit mir. Verstanden?“ Das letzte Wort klang wie ein Befehl. Doch sein Blick sagte etwas anderes. Etwas, das mir Herzklopfen bereitete.

„Also gut. Wenn mir etwas einfällt, dann rufe ich *Sie* an“. Meine Stimme war nicht ganz so fest, wie ich es

von mir verlangte.

„Tun Sie das bitte.“ Er reichte mir seine Hand, und ich stellte mir kurz vor, wie sie sich auf meinem Rücken anfühlen würde. Sein Händedruck war fest und warm.

„Auf Wiedersehen und vielen Dank.“

Eine Zehntelsekunde länger als nötig hielt er meine Hand fest, bevor er sich zu seiner umwerfenden Kollegin umdrehte. Doch dieser eine Moment genügte, um meine Nervenbahnen vibrieren zu lassen. Als hätte jemand an einer Gitarrensaite gezupft.

„Schätzchen, den haste aber um den Finger jewickelt“, sagte mein Chef, als die beiden Beamten gegangen waren. „Ick erkenne sowat.“

„Quatsch, Franz!“

Ohne mein Zutun hoben sich meine Mundwinkel in Erinnerung an das Gespräch mit KHK König, und mein Herz schlug schon wieder schneller, als gut für meine Nachtruhe war.

„Warte ma´ ab. Wirste schon sehn, det der dir wiedasehn will. Ick hoffe, nich´ zu ´ner Vernehmung.“ Franz tätschelte meine Hand väterlich. „Dir hat er doch auch jefalln, det hab´ ick doch jesehen.“

„Was du so alles siehst“, versuchte ich, mich aus der Affäre zu ziehen. Konnte man mir wirklich immer alles an der Nasenspitze ablesen? Wo war mein Pokerface geblieben?! *Du hattest nie eins*, erinnerte mich mein Stolz sanft, aber nachdrücklich. *Beim Kartenspielen musst du auch immer grinsen, wenn du ein gutes Blatt hast ...* Tja, darum spiele ich auch nur Skat. Und kein Poker.

Verlegen bückte ich mich und tat so, als müsse ich die Visitenkarte von Leo König vom Boden aufheben. Franz polierte weiter Gläser, während ich die Karte nun genauer studierte. Vorne war nur die Dienstanschrift angegeben. Mordkommission. Au weia. Ich drehte die Karte um. In ausladender Handschrift hatte er dort eine Handynummer notiert. Und dazu eine Botschaft:

„Anruf erwünscht.“

Am nächsten Morgen dachte ich zum ersten Mal seit Wochen nicht sofort ans Examen. Unter der Dusche sinnierte ich stattdessen noch einmal über den vergangenen Abend nach. Über Kriminalhauptkommissar Leo König, um genau zu sein. Anruf erwünscht ...

Kam gar nicht in Frage. Schon wegen der Blondine in seiner Begleitung. Wer mit so einer Frau unterwegs war, würde sich nach mir wohl kein zweites Mal umdrehen. Andererseits ...

Beim Abtrocknen zeigte mir ein Blick in den Spiegel, dass ich wenigstens die Ringe unter meinen Augen losgeworden war. Nur die Winterblässe hatte sich noch nicht aus meinem Gesicht verabschiedet. Kein Wunder. Auf dem Kalender stand „Frühling“ – aber ein Blick aus dem Fenster zeigte mir tiefsten Winter. Allmählich hatte ich keine Lust mehr auf all die warmen Socken, dicken Pullis und Anoraks. Die Schaufenster waren schon mit Bikinis und Trägerkleidchen dekoriert. Im Radio lief bereits Werbung für Sommerurlaub auf Malle.

Ich hatte jetzt Lust auf ein Trägerkleidchen. Oder einen Minirock. Irgendetwas Frühlingshaftes. Also tat ich, was in meiner Familie alle Frauen tun, wenn sie Lust auf etwas Neues haben: Ich fuhr ins KaDeWe. Ein Ort, der mich seit meiner Kindheit faszinierte.

Samstag ist kein guter Tag zum Shoppen. Neben den üblichen Touristen, die ich an den russischen, spanischen und englischen Sprachfetzen erkannte, kamen heute auch die Einheimischen, um sich etwas Luxus um die Nase wehen zu lassen. Schlangen in der Kosmetikabteilung, Gedränge überall. Ich stieg auf eine der zwei parallel laufenden Rolltreppen hinten neben den Parfums. Vor mir strumpfbehoste Waden mit eleganten Pumps, auf der Rolltreppe daneben die typischen Touristen-Treter und Jeans. Französisches Geplapper.

Es gab kein Kleid für mich. Die einen saßen nicht, die anderen waren zu kurz, zu lang, zu weit oder zu teuer. Wenigstens entdeckte ich ein schlichtes Oberteil. Blau, mit einem Stich ins Lavendelfarbene. Auf dem Bügel sah es direkt ein wenig unscheinbar aus. Eine Verkäuferin im dunkelblauen Outfit und grauen Haaren kam auf mich zu. „Wollen Sie es nicht mal anziehen? Es passt fantastisch zu Ihren Augen. Da bin ich sicher.“

Na gut. Ich ging in die Kabine, das Teil unter dem Arm. In zwei Größen, nur zur Vorsicht. Als ich herauskam, nickte die Verkäuferin befriedigt. Ich schaute in den Spiegel und sah, dass sie recht hatte: Das Top war schlicht, tief ausgeschnitten und hatte kurze Ärmel. Mein Dekolleté kam darin ausgesprochen gut zur Geltung, und der schmale Schnitt ließ mich trotzdem schlank erscheinen. Der seidige Stoff fühlte sich kühl an. Dieses Blau ließ meine Haut leuchten und meine Augen strahlen. Fast wirkten sie jetzt ein bisschen heller. „Das nehme ich.“

„Ja. Das müssen Sie auch.“ Die Verkäuferin wusste, was eine Frau tragen kann. „Ziehen Sie das zu einem schwarzen Rock an, und Sie werden die Nacht nicht allein verbringen“, sagte sie und schenkte mir einen anzüglichen Blick. Und ich dachte, in ihrem Alter ist man über so etwas hinweg ...

In der Stoffabteilung auf der anderen Straßenseite fand ich dann doch noch das Kleid, das ich gesucht hatte. Wenn auch nur als Schnittmuster. Ich nahm es mit, zusammen mit einem Stoff in sensationellem Rot. Ich hatte ja jetzt ein wenig Zeit, um mich handwerklich zu betätigen.

Aufatmend ließ ich mich auf einen Sitz in der U-Bahn fallen. Das Auto hatte ich zu Hause gelassen, die Parkhäuser waren am Wochenende sowieso immer verstopft.

„Suuuurückblei'm bitte!“ Gerade als sich die Türen schlossen, quetschte sich in letzter Sekunde eine zierliche Gestalt in den Waggon, und mein Puls wollte aussetzen. Ich sah sie nur schräg von hinten, aber es schien unverkennbar – sie zu sein. Die blonde Kurzhaarfrisur, ihre Bewegungen – das war Heimke! Sie sah geradeaus, ohne mich wahrzunehmen. Sicher rechnete sie nicht damit, dass ich hier saß.

Ich duckte mich über meine Einkaufstüten und kramte konzentriert in meiner Handtasche, bemüht, jetzt nicht aufzublicken. Neben mir saßen zum Glück andere Fahrgäste, sodass sie sich nicht einfach zu mir setzen konnte. Mit angehaltenem Atem startete ich auf meine Schuhe, die Tüten mit meinen Einkäufen zwischen meinen Beinen.

Mein Haar ließ ich vor meinem Gesicht baumeln, froh, heute keinen Pferdeschwanz zu tragen. Sonst hätte sie mich gleich erkannt. Sie stand an den Mitteltüren, den Rücken mir zugewandt. Das konnte ich an ihren Beinen erkennen. Höher zu blicken, wagte ich nicht.

Nollendorfplatz – Bülowstraße – Gleisdreieck. Noch zwei Stationen, dann konnte ich umsteigen. Verdammte, sie rührte sich nicht. Wie sollte ich aussteigen, ohne dass sie mich sah? So ein Mist.

„Nächste Station: Potsdamer Platz“, nuschelte es aus den Lautsprechern. Spätestens jetzt musste ich mich erheben. Heimke stand links von mir. Als der Zug zum Stehen kam, sprang ich auf und wandte mich nach rechts, zu den Türen am vorderen Ende des Zuges. Im Laufschrift steuerte ich auf die Rolltreppen zu.

Ein Hinkelstein plumpste von meinem Herzen, als die Türen sich hinter mir schlossen und der Zug wieder

anfuhr.

„Hey Sabina, warte doch mal!“

Ich erstarrte vor Schreck. Jetzt war ich es, der die Einkaufstüten aus der Hand fielen. Die flinken Schritte hinter mir kamen näher und näher. Ich stand vor den Rolltreppen, als wäre ich festgewachsen. Sie überholte mich, hob meine Tüten auf und reichte sie mir.

„Du brauchst doch nicht wegzulaufen“, säuselte sie. „Ich will doch nur mit dir reden. Tut mir leid, dass ich dich so – angeschrien habe neulich.“ Sie legte den Kopf schief und versuchte einen Dackelblick.

„Schon gut“, brummte ich. „Wir wären dann jetzt wohl quitt.“ Mein Herz raste. Ich versuchte, ihrem Blick auszuweichen.

„Ich habe noch was von dir zu Hause. Willst du es dir nicht abholen?“

„Vielen Dank, Heimke.“ Ihre Frage beantwortete ich lieber nicht.

„Warum bist du gegangen?“

„Heimke. Ich hatte Kopfweg und wollte nur noch nach Hause. Es war falsch, dass ich mit dir gekommen bin.“

Sie seufzte. „Wirklich schade. Ich – ich hätte es uns schön gemacht ...“

Eben. Genau das wollte ich ja nicht. Ich wollte es nicht schön gemacht haben. Oder sollte ich besser sagen „schön besorgt bekommen“?

„Du warst genau so blau wie ich. Hast dich übergeben.“ Das konnte ich ihr nicht ersparen. Sie errötete.

„Ja. Aber ich hätte doch trotzdem ...“

„Nö, Heimke. Lass’ uns die Sache bitte vergessen. Haken wir es ab unter ‚nicht ganz so gelungener Abend‘. Das ist das Beste für dich und für mich.“

Sie starrte mich an, schüttelte langsam den Kopf. „Ich – ich kann das nicht vergessen.“

„Doch, das kannst du. Wirklich. Es war doch nichts. Und es wird auch nichts. Tut mir leid.“

*Jetzt fängst du schon wieder an, dich zu entschuldigen, kritisierte mein Stolz. Es reicht.*

Sie rang um Fassung. In ihren Augen glitzerte es verdächtig. Gleich würde sie losheulen. Ich legte eine Hand auf ihre Schulter.

„Bitte vergiss’ es einfach. Ich mag dich als Mensch. Du bist nett, intelligent und magst die gleiche Musik wie ich. Aber – du bist eine Frau. Alles, was du je für mich sein könntest, wäre eine gute Freundin. Ich bin – ich stehe auf Männer. Verstehst du?“

„Ich verstehe nur, dass du mich verarscht hast.“ Sie schüttelte meine Hand ab wie ein lästiges Insekt.

„Du wusstest es von Anfang an. Ich habe dir nichts vorgemacht. Bitte, Heimke, ich muss jetzt los.“

Ich setzte mich in Bewegung. „Tschüß. Und alles Gute.“

Als ich auf der Rolltreppe stand, rief sie mir hinterher: „Das wünsche ich dir nicht, du ... du ... Schwanzlutscherin!“

Ich sprang in den nächsten Zug. Uff. Das waren genügend unangenehme Begegnungen für heute.

Mein Handy meldete sich. Hoffentlich nicht wieder Heimke. Nein, gottseidank. Louise, meine Kollegin.

„Hi, Sabina. Kommst du heute auch? Wir wollen ins ‚Kürbis‘ und danach noch ein bisschen in ’nen Club.“

„Ich bin dabei. Wann?“

„Um Acht im ‚Kürbis‘. Mal sehen, wo es uns danach hin verschlägt.“

Abends schneite es schon wieder. Ich erwog flüchtig, Langlaufskier anzuschaffen, als Louise und ich leicht durchgefroren vor dem „Café Kürbis“ eintrafen.

Drinnen war es angenehm warm und trotz der vielen Gäste luftig. Unsere Examens-Kollegen Lucas, Marc und Elin hatten bereits einen der großen, blankgescheuerten Tische besetzt und die freien Stühle gegen die anderen Gäste verteidigt.

„Und, endlich mal ausgeschlafen?“, neckte mich Lucas. Er hatte sich nach der Prüfung einen Dreitagebart stehen lassen, der mich beim Begrüßungskuss an der Wange kitzelte.

„Und, endlich mal das Rasieren gespart?“ spöttelte ich zurück. Er grinste. Lucas gehört zu der Fraktion angehender Juristen, die nichts von Nerd-Brillen, Anzügen und Krawatten hielten. Im Gegensatz zu einer Masse Kollegen und Kolleginnen lehnt er es ab, ohne zwingenden Grund im Anzug herumzulaufen und einen schwarzen Pilotenkoffer (am besten noch mit Rollen dran, wegen der schweren Bücher) mit sich zu schleppen. Lucas war mit leichtem Gepäck und lässiger Kleidung unterwegs. „Unter der Robe sieht man ja doch nichts“, war sein Motto.

Ein wohltuender Kontrast zu all den Rollkofferchenträgern, die bereits im ersten Semester mit Kostüm und Boss-Anzug ihr ganz und gar der Rechtswissenschaft gewidmetes Leben unter Beweis zu stellen versuchten.

Heute trug er ein weißes T-Shirt unter einem weiten, hellblauen Pullover und dazu ausgewaschene Jeans. Trotz des Winterwetters war er bereits leicht gebräunt. Sein Lächeln war anziehend, und er brachte mich zum Lachen. Mal ganz abgesehen von seiner nicht zu verachtenden Figur.

Unter anderen Umständen hätte ich mit ihm wie immer auf Teufel komm raus geflirtet, obwohl wir beide uns einig waren, dass wir nicht unser Typ waren. Doch heute hatte ich immer noch ein Paar grüner Augen im Kopf. Goldgesprenkelt und mit Lachfältchen ... Anruf erwünscht. Würde mir dieses Augenpaar denn ab jetzt immerzu in die Quere kommen?

„Schon Bewerbungen geschrieben?“, erkundigte sich Elin. Ihr kurzes, dunkelblondes Haar war kunstvoll verwuschelt, und an ihren Ohren baumelten riesige Kreolen. Die schlenkerten bedrohlich, als sie von einem zum anderen sah.

„Nö. Ich warte erst mal ab, welche Noten ich habe“, erklärte Louise. „Vorher macht es ja doch keinen Sinn.“

„Ich habe morgen ein Vorstellungsgespräch“, antwortete Marc.

„An einem – Sonntag?“ Uns klappte die Kinnlade herunter. Marc nickte und zuckte mit den Achseln.

„Mein Anwalt hat morgen einen Termin in der Kanzlei. Da fand er, wir können das ja gleich mit erledigen. Ist wohl ein Test, wie belastbar ich bin ...“

Wir gratulierten ihm und prosteten uns gegenseitig zu. Marc jobbte schon seit über einem Jahr in einer renommierten Rechtsanwaltskanzlei. Nun winkte eine Festanstellung als Anwalt. Er war überhaupt nicht aufgeregt und meinte, die mündliche Examensprüfung wäre sicher viel schlimmer als sein morgiger Termin.

Elin und Lucas wollten in den Justizdienst. Sie würden deshalb ihre Noten abwarten, bevor sie Bewerbungen schrieben oder Zeitungsannoncen studierten. Ohne Prädikatsnoten lief nichts in Sachen Richteramt.

Alle Blicke wandten sich nun mir zu. „Und du, Sabina?“ „Bei Vatti mitmachen?“

„Sie warten darauf“, sagte ich seufzend. „Halten mir einen Schreibtisch in der Zivilrechtsabteilung frei.“

„Ja und? Ist doch ein Traumjob. Und bald wirst du Partner und verdienst, was du willst“, versetzte Lucas.

„Ich weiß nicht. Reicht es nicht, dass mein Vater mein Vater ist – muss er jetzt auch noch mein Chef werden?“

Der Gedanke, wieder herumkommandiert zu werden wie als Zwölfjährige, hatte sich in mir festgesetzt. Und dann all die Kollegen von Papa, die mich niemals wirklich ernst nehmen würden. Für die wäre ich immer nur die Tochter vom Chef. Sie würden mich schonen, mir nicht die Wahrheit erzählen und mir immer nur die einfachsten, unproblematischsten Langweiler-Fälle zuschieben. Frau Rose, seine Sekretärin, kannte mich, seit ich fünf war. Was würde sie sagen, wenn ich im Meeting meine Stimme erhob?

Louise schnaubte. „Willst du lieber Taxi fahren?“

„Mensch, Louise. Ich könnte ja zum Beispiel in einer anderen Kanzlei anfangen. Oder meine eigene aufmachen.“

„In einer anderen Kanzlei anfangen? Wo du die ganze Zeit in ´ner Kneipe statt beim Anwalt gejobbt hast? Vergiss´ es.“ Elin schüttelte den Kopf. „Die wollen doch heute möglichst Leute von 23, die schon fünf Jahre Auslandserfahrung, perfektes Englisch und ein Prädikatsexamen haben. Und natürlich mindestens einen Dauernebenjob beim Anwalt während der Referendarzeit!“

„Und die sollen dann zwanzig Stunden am Tag schufteln für 1000 Euro netto“, Lucas nickte.

„Lasst uns doch erst mal fertig werden“, schlug ich vor. Ich hatte keine Lust mehr, darüber nachzudenken.

Beim Essen diskutierten wir angeregt Urlaubspläne und Notenaussichten. Und beim Eis, das sich einige als Dessert gönnten, lehnte sich Lucas zurück, räkelte sich und sagte: „Wie wäre es noch mit einem Besuch im ‚Darbo‘? Irgendwie müssen wir doch die Kalorien wieder verbrennen.“

Das Darbo war ein angesagter Club hier in der Nähe. Zu Fuß gerade mal fünf Minuten von hier.

„Au ja! Ein bisschen die Beine vertreten nach all der Paukerei!“

Bis auf Marc, der morgen seinen Termin in nüchternem, ausgeschlafenen Zustand wahrnehmen wollte, waren alle dabei. Und so brachen wir auch ziemlich bald auf.

Der Club war kleiner und feiner als andere Diskotheken. Mit einer langen, geschwungenen Bar in dunklem Holz, die raffiniert beleuchtet wurde, wirkte er trotz der Lautstärke direkt gemütlich. Bei „Sonnentanz“ stürmten wir die Tanzfläche.

Die Bewegung zu heißen Rhythmen tat mir gut. Gedankenfetzen flogen einfach vorbei – festhalten und Grübeln unmöglich. Wir tanzten, bis wir aus der Puste waren. Atemlos, am Rücken nass geschwitzt, kehrten wir an die Bar zurück, wo wir Caipirinha bestellten. Als ich das Glas ansetzte, meckerte und vibrierte mein Handy laut und vernehmlich. Fast hätte ich mich verschluckt. Warum hatte ich es nicht abgestellt? Meine verdammte Neugier verbot mir, es zu ignorieren, also suchte ich mit einer entschuldigenden Geste eine ruhigere Ecke auf (natürlich in der Nähe der Klos. Solche Ecken sind immer in der Nähe der Toiletten).

Der Blick aufs Display verriet nichts. Unbekannte Nummer. Doch nicht etwa ... sie ...?

„Ja?“ Vorsichtshalber sagte ich meinen Namen lieber nicht.

„Sie wollten mich anrufen.“ Aufatmen. Und gleich darauf Herzkasper. Es war nicht sie, es war er. Seine Bariton-Stimme klang ein wenig vorwurfsvoll.

Ich musste mich kurz sammeln, bevor ich antworten konnte: „Aber nur, wenn mir noch was einfällt.“



„Schade. Ich dachte, Ihnen wäre eingefallen, mal auf die Rückseite meiner Karte zu sehen.“

„Das habe ich getan.“

„Und warum rufen Sie dann nicht an?“

„Welchen Grund könnte ich haben, nach Ihren Wünschen zu handeln?“

„Zum Beispiel, weil Ihre Wünsche mit meinen deckungsgleich sind?“

Nun musste ich doch grinsen. „Machen das alle Frauen, denen Sie Ihre Dienstkarte aushändigen?“

„Machen was?“

„Ihre Wünsche mit Ihren in Übereinstimmung bringen.“

Jetzt lachte er.

„Glauben Sie, ich schreibe allen Frauen etwas auf die Rückseite?“

„Keine Ahnung ... aber ich bin sicher nicht die Erste!“

„Das würden Sie auch gar nicht wollen.“

„Warum nicht?“ rutschte es mir heraus. *Blöde Kuh!* schimpfte mein Stolz mit mir. Wieso war der jetzt wach?

*Da gibt schon mal einer zu, dass er auf deinen Anruf wartet, und dann sagst du, du willst für ihn die Erste sein?!*

Lachte Leo König da gerade schon wieder?

„Ich will nicht mit Ihnen diskutieren. Jedenfalls nicht am Telefon. Könnten wir unser anregendes Gespräch nicht von Angesicht zu Angesicht fortsetzen? Ich möchte Sie gerne sehen, wenn Sie diese Dinge sagen.“

Mein Herzkasper fing an, Saltos zu schlagen.

„Morgen Abend im Bistro T.? Das ist in der Rigaer Straße. Ein seriöses französisches Bistro. Um acht? Ich würde mich freuen“, kam es aus dem Hörer.

„Tut mir leid. Ich habe morgen überhaupt keine Zeit.“ *Schade.* Agnes, meine Kollegin im Randal, war krank. Grippe. Kein Wunder bei dem Wetter. Ich musste sie vertreten.

„Dann nächste Woche? Bitte. Ich möchte Sie so gerne wieder treffen.“ Herzklopfen.

„Mal sehen“, antwortete ich.

„Das Leben ist zu kurz für taktische Spielchen, meine Liebe. Ja oder nein?“ Noch mehr Herzklopfen.

*Hartnäckig ist er ja.*

„Na gut. Aber ich muss erst in meinen Terminkalender gucken.“

Er lachte leise. „Geben Sie mir Ihre E-Mail-Adresse. Damit ich Ihnen einen Terminvorschlag unterbreiten kann.“

„sabinaJausB@email.com. Haben Sie das?“

„Moment.“ Er schien es aufzuschreiben. „Danke, ist notiert. Das ging doch jetzt ganz leicht, oder?“

„Äh – ja?“, stotterte ich.

„Sie sollten keine Angst haben. Das wird kein Zahnarzttermin, wissen Sie?“

Ich kicherte. „Dafür bohren Sie aber ganz schön heftig, Herr Kommissar.“

Er senkte die Stimme. „Meine liebe Frau Jung, das ist noch gar nichts. Warten Sie erst mal meine Art ab, Sie zu ... betäuben.“

*Nicht nötig. Meine Knie sind jetzt schon weich.*

„Oh, ich werde auch ganz tapfer sein.“ Meine Stimme klang fremd in meinen Ohren.

„Das klingt schon besser. Dann bis morgen. Ich schreibe Ihnen. Und – ich freue mich auf Ihre Tapferkeit.“

„OK. Bis dann. Ich muss jetzt Schluss machen – es ist so laut hier. Gute Nacht.“

„Gute Nacht, Frau Jung. Die Betonung liegt auf gut.“ Wahrscheinlich feixte er gerade wieder.

*Das Leben ist zu kurz für taktische Spielchen.* Der Mann wusste, was er wollte. Keine schlechte Eigenschaft.

Ich ging zurück zu den anderen und stürzte mich mit neuem Schwung ins Tanzgetümmel. Bis zum Morgengrauen.

Endlich mal wieder.

Hier kannst du weiterlesen: [Herzgefängnis](#)

Hier findest du den Sammelband aus allen drei Herzgefängnis-Romanen:

[HerzKönig - der große Herzgefängnis-Sammelband](#)

# Leseprobe Herztöne - unberührbar

## Klappentext

Der renommierte Strafverteidiger Dr. Pawel Krawcyk begegnet einer Frau wieder, mit der ihn nichts weiter als eine gemeinsame, leidenschaftliche Nacht verband. Glaubt er. Doch da ist mehr - viel mehr.

Die alleinerziehende Helen hat diese Nacht nie vergessen. Aber die Freude über das Wiedersehen wird überschattet - nicht nur von Helens Schuldgefühlen, sondern von einem Mord. Und diese Tat bringt Unfassbares an den Tag ...

Dieses Buch ist ein in sich abgeschlossener Roman und kann vollkommen unabhängig von den Romanen der „Herzgefängnis“-Reihe gelesen werden. Leo und Sabina haben jedoch auch hier eine Gastrolle!

# Kapitel 1 - Sturz mit Folgen

Pawel schnalzte kurz mit der Zunge, und Fire Dancer, das rothaarige Quarter Horse, fiel in leichten Trab. Es überraschte ihn immer wieder, wie entspannt und zugleich schwungvoll sich der Hengst in Bewegung setzte. Der Tag war ideal für einen Ausritt: Nicht zu kalt, die Sonne schien und ließ die Blätter an den Bäumen in allen Schattierungen leuchten. Der erdige Geruch des Waldbodens erinnerte ihn an Pilze, und er bereute, keinen Behälter für eventuell auftauchende Steinpilze und Maronen mitgenommen zu haben. Als Kind war sein Blick für Pilze aller Art untrüglich gewesen.

Ein knarrendes, splitterndes Geräusch ließ ihn die Pilze vergessen. Genauer gesagt krachte es, als fiel ein Baum. Fire Dancer spitzte die Ohren, seine Schritte verkürzten sich, sein Körper spannte sich an. Doch er ging nicht durch, so wie es viele seiner Artgenossen jetzt getan hätten. Nur ein leises Zittern lief durch seinen Körper. Pawel sprach ein paar beruhigende Worte und tätschelte seinen Hals. Er entspannte sich.

Sie erreichten eine Kurve im Reitweg. Als sie sie zur Hälfte passiert hatten, kam ihnen ein kleiner Haflinger mit weißer Mähne und milchkaffeefarbenem Fell im Galopp entgegen, die Augen weit aufgerissen und ohne Reiter. Ohne nachzudenken, stellte Pawel mit einer leichten Bewegung seiner Unterschenkel das Quarter Horse quer, um dem Pony den Weg zu versperren. Das Pferdchen stoppte prompt.

Bevor es umdrehen und in die andere Richtung fliehen konnte, war Pawel schon aus dem Sattel geglitten. „Gaaaanz ruhig“, redete er auf das reiterlose Tier ein. „Na loooos, komm heeeler ...“ Langsam griff er nach den Zügeln, dabei sprach er weiter besänftigend auf das kleine Pferd ein. Es schnaubte und warf den Kopf hoch, aber es blieb stehen.

Er streifte ihm die Zügel über den Kopf und behielt sie in der Hand, während er erneut auf Fire Dancer stieg. Im Schritt durchquerten sie die Kurve, und Pawel hielt den Atem an, als er das Bild sah, was sich ihm nun bot: Ein gewaltiger Ast von der Dicke eines kleineren Baumstammes lag quer über dem Reitweg. Das musste die Ursache des knirschenden Geräusches gewesen sein. Davor konnte er eine reglose Gestalt in Reitkleidung ausmachen, die mit ausgestreckten Armen und geschlossenen Augen am Boden lag.

Er sprang vom Pferd und schlang die Zügel der beiden Tiere um einen dünnen Baumstamm am Wegesrand. Fire Dancer senkte sofort seinen Kopf und fing an zu grasen, und der blonde Haflinger tat es ihm bald gleich.

Pawel näherte sich der Gestalt, die bewusstlos zu sein schien. Scheiße! Wie lange war es her, seit er seinen letzten Erste-Hilfe-Kurs gemacht hatte? Er beugte sich über sie, es war ein Mädchen, vielleicht fünfzehn oder sechzehn Jahre alt. Er öffnete den Verschluss ihres verrutschten Reithelms, und zerzauste blonde Haare kamen zum Vorschein. Sie atmete regelmäßig, und ihre Wangen – ein wenig pausbäckig – schimmerten rosig. Tot war sie also nicht. Gehirnerschütterung vermutlich.

Pawel tätschelte leicht ihre Wange. „Hallo Mädels, aufwachen!“ Wie sprach man mit bewusstlosen Teenagern?

Das Kind – oder nein, sie schien schon fast eine junge Frau zu sein – öffnete die Augen, und er starrte in zwei grün schimmernde Seen mit dunklem Rand, dessen Farbe zu changieren schien, je nachdem, wie das Licht einfiel.

Wunderhübsch, ging es Pawel durch den Kopf. „Alles in Ordnung, Mädchen?“

Die topasgrünen Augen verengten sich, und ihre Besitzerin hob den Kopf. „Ich lebe noch. Sonst ist nichts in Ordnung“, beschied sie ihn mürrisch. Ihre geschwungenen Lippen wiesen einen eigenartig trotzigem Zug auf. Jetzt verzogen sie sich – zu einem Wutanfall oder einem Tränenausbruch? Er bemerkte eine kleine Narbe an der Oberlippe.

„Können Sie, kannst du ... aufstehen? Tut etwas weh?“ Warum musste das ausgerechnet ihm passieren? Ihm, dem Städter, der höchstens dreimal die Woche hier herauskam, um ein wenig Landluft zu atmen?

Sie fixierte ihn mit einer Mischung aus Verachtung und Erstaunen. „Es geht schon. Ob ich aufstehen kann, weiß ich aber nicht.“ Ihre Stimme war tiefer, als er erwartet hatte.

„Dann bleib lieber liegen, bis du es weißt.“ Pawel wollte nichts riskieren. Nachher hatte sie sich das Genick gebrochen, und es hing nur von einer einzigen Bewegung ab, ob sie überlebte. Fieberhaft kramte er in seinem Gedächtnis nach den Maßnahmen, die am Unfallort erforderlich waren.

„Kannst du mit den Zehen wackeln? Die Finger bewegen?“

Ihr Blick schien zu sagen: ‚Du Loser, warum stellst du so extrem dämliche Fragen?‘ Fast amüsierte er sich darüber. Der letzte Teenager, mit dem er zu tun gehabt hatte, war ein Siebzehnjähriger, der seine Eins im Abitur durch extremen Cannabis-Konsum verraucht hatte. Seine Eltern hatten ihn engagiert, um ihn aus einem Verfahren wegen Drogenhandels herauszupauken. Im Gegensatz dazu wirkte dieses Mädchen hier nicht, als wenn sie irgendetwas verspielen oder verrauchen würde.

„Los, beweg die Zehen. Oder die Finger.“ Sie verdrehte die Augen, tat aber, was er verlangte. Okay, die Gliedmaßen ließen sich bewegen. Er piekte einen Finger in ihre Rippen. „Spürst du das?“

„Ja was glauben Sie denn? Dass ich querschnittsgelähmt bin? Hören Sie auf!“

Er zog seine Hand zurück. „Dann versuch‘ jetzt aufzustehen. Oder tut etwas weh?“

Sie schüttelte den Kopf. „Nicht sehr doll“, erwiderte sie. Sie streckte eine Hand nach ihm aus, und er ergriff sie und zog vorsichtig. Sie setzte sich auf und blickte sich um, als habe sie den Waldweg und den Baumstamm, der quer darüber lag, noch nie gesehen.

\* \* \*

Pawel stellte das Mädchen auf die Beine, und sie klopfte sich die Erde von der Reithose.

„Was ist passiert?“, wollte sie wissen.

„Als der Ast hier herunterfiel, muss Ihr Pferd gescheut haben.“

„Sie können ruhig ‚du‘ sagen.“ Sie betrachtete abwechselnd Pawel, die beiden Pferde und den Ast auf dem Reitweg, als habe ein unbekannter Zauber sie an diesen Ort gebeamt.

„Wie heißt du?“

Sie schien kurz zu überlegen. Kannte sie ihren Namen nicht oder wollte sie ihn nicht nennen? „Ich heiße Clara. Clara Duval. Aber – was ist denn passiert?“

Pawel hatte im Gerichtssaal genug medizinische Gutachten angehört, um zu ahnen, dass Claras Gedächtnisstörungen ihre Ursache in einer Gehirnerschütterung haben mussten. Behutsam fasste er ihren Ellenbogen. „Du bist vom Pferd gefallen.“

Sie nickte zerstreut und trat auf den kleinen Haflinger zu. Fachkundig glitten ihre Hände an den Beinen des

Pferdes hinab, um eventuelle Verletzungen zu ertasten. „Scheiße“, fluchte sie, als sie sich aus der Hocke aufrichtete. „Mein Kopf.“

„Du musst ins Krankenhaus.“ Er löste die Zügel der Pferde von dem Bäumchen und hob Clara ohne Umschweife in den Sattel. „Wir reiten jetzt ganz langsam zurück in Richtung Stall, und ich rufe inzwischen den Notarzt.“ Er wählte 112 auf seinem Handy.

„Nein! Ich muss weg!“ Clara angelte nach den Zügeln, doch er behielt sie in der Hand.

„Ich führe dein Pferd. Und du musst nirgendwohin. Ja – Notrufzentrale? Krawczyk hier. Ja, ich buchstabiere ...“ Er beschrieb den Weg zum Reitstall. „In Ordnung, danke. Wir brauchen etwa 15 Minuten.“

Der trotzig Zug um ihren Mund verstärkte sich, und ihre Augen begannen zu glühen. Sie öffnete die Lippen, um zu protestieren, doch als sich die Pferde in Bewegung setzten, zuckte sie zusammen. „Aua.“

Innerlich verfluchte Pawel sich, die Pferde und den verdammten Baum, der ihn in diese Lage gebracht hatte. Was, wenn das Mädchen ernsthaft verletzt war? Ein Rettungshubschrauber konnte unmöglich hier landen. Ein Rettungswagen würde wahrscheinlich im tiefen Sand oder einem Schlammloch steckenbleiben. Hatte er alles richtig gemacht?

„Halt dich fest am Sattel“, verlangte er. „Geht es so? Oder sollen wir anhalten?“

Sie presste die Lippen zusammen. „Es geht schon. Aber ich weiß immer noch nicht, was passiert ist.“

Er wandte den Kopf ab, damit sie sein Schmunzeln nicht sehen konnte. Wahrscheinlich würde sie ihn das noch ein paarmal fragen, bis ihr Kurzzeitgedächtnis zurückgekehrt war. Seine Mundwinkel zuckten, als er die Geschehnisse wiederholte. Sie merkte es. „Lachen Sie mich aus?“

„Überhaupt nicht“, erklärte er ernst. „Ich hoffe nur die ganze Zeit, dass dir nichts Schlimmes geschehen ist.“

„Pff.“ Sie starrte vor sich hin. Nach kurzem Zögern sagte sie: „Körperlich ist mit mir alles in Ordnung.“ Und, nach einer Pause: „Also nicht, dass Sie jetzt denken, ich bin verrückt. Im Kopf ist auch alles okay. Ich weiß nur nicht, was gerade passiert ist.“ Es klang bitter, und das, was sie eigentlich mitteilen wollte, war in ihrem Schweigen versteckt.

Er hätte gerne tröstend eine ihrer rundlichen Hände getätschelt, die sie jetzt in die Hüften gestemmt hatte. Sie hatte Grübchen an den Fingerknöcheln und sehr kurze Fingernägel. Doch im Umgang mit so jungen Dingen ließ er lieber Vorsicht walten. Keine Ahnung, ob sie das nicht als Annäherungsversuch bewerten würde – eine Vorstellung, die ihm Schweißperlen aufs Gesicht trieb.

Sie sah aus, als wolle sie in Tränen ausbrechen. Bitte nicht! Er schickte ein Stoßgebet in den Himmel, dass sie sich nicht wie ein hysterischer Teenager aufführen möge. „Ich heiße übrigens Pawel Krawczyk. Du darfst Pawel zu mir sagen.“

Sie nickte, schaute dabei weiter geradeaus. „Danke.“

„Du darfst mir auch erzählen, was dich bedrückt. Es ist nicht der Kopf ...“

Sie fuhr herum, und erstmals schien sie ihn gründlich zu taxieren, noch immer ein zorniges Funkeln in den Augen. Er setzte sein gewinnendstes Lächeln auf, das, mit dem er sonst widerspenstige Staatsanwälte und griesgrämige Gerichtsvorsitzende besänftigte. Nur, dass er es diesmal ernst meinte. Ihre schroffe Art rührte ihn, anstatt ihn zu ärgern. Keine Ahnung, warum. Wahrscheinlich Beschützerinstinkte.

Ihr Blick wurde weicher, aber sie sagte nichts. Er stellte fest, dass sie trotz offensichtlicher Schmerzen

einwandfrei im Sattel saß. Die abgeschabten Stellen an ihren Reitstiefeln und die Schrammen an ihrem Reithelm hatten ihm bereits verraten, dass sie keine Anfängerin war. Trotzdem überraschte ihn ihre gerade und entspannte Haltung, die wirkte, als wäre sie mit dem Pferd verwachsen.

Er atmete auf, als er auf der Hofeinfahrt den Notarztwagen stehen sah. Clara versteifte sich indessen. „Sie wollen mich doch nicht allen Ernstes ins Krankenhaus bringen. Ich bin okay!“

Er brachte die Pferde zum Stehen und glitt aus dem Sattel. „Wie alt bist du, Clara?“

Sie wollte sich nicht beim Absteigen helfen lassen. „Ich kann das.“ Damit schwang sie das Bein über den Hals ihres Pferdes und rutschte herab. Ihr Gesicht verzerrte sich bei der Landung. „Gottverfluchte Scheiße“, murmelte sie.

„Wie alt du bist“, beharrte Pawel, während er die Sanitäter heranwinkte.

„Alt genug“, gab sie naseweis zurück.

„Also unter 18. Dachte ich’s mir.“ Damit übergab er sie dem Notarzt, der sie zügig in den Krankenwagen verfrachtete, bevor sie protestieren konnte. Pawel kletterte hinein und nahm ihre Hand.

„Ich kümmere mich um dein Pferd.“

Das entlockte ihr erstmals ein flüchtiges Lächeln, bei dem unterhalb ihres rechten Mundwinkels ein Grübchen erschien. „Danke. Aber sagen Sie nichts meiner Mama. Das erledige ich selbst.“

„Abgemacht.“ Er zwinkerte ihr zu.

\* \* \*

Seufzend legte sie das Headset beiseite. Endlich verdunkelte sich das riesige Display vor ihr – Feierabend. Sie streckte die Arme über ihrem Kopf, bevor sie den Stuhl zurückschob und nach ihrer Tasche angelte. Irgendwo in den Tiefen dieses sauteuren und von sämtlichen Freundinnen bestaunten Lederbeutels musste sich noch eine Handvoll Sahnebonbons verbergen, ihr Zaubermittel gegen jede Art von Stress und Ärger. Sie ertastete einige Gegenstände, deren Nutzen in einer Damenhandtasche zweifelhaft war: Ein Heft mit Lateinvokabeln, ein leeres Brillenetui, die Hülle eines Mini-Regenschirms, der wahrscheinlich längst kaputt in irgendeiner Ecke in Claras Zimmer herumlag.

Grollend erinnerte sie sich daran, wie Clara sich neulich genau diese Tasche von ihr ausgeborgt hatte. Was sie erst gemerkt hatte, als Clara damit von der Schule nach Hause kam. Helen hasste es, wenn ihre Tochter ihre Sachen benutzte, ohne sie zu fragen. Und dann auch noch Souvenirs darin hinterließ wie Kekskrümel, oder Oktavhefte. Wahrscheinlich hatte sie heute auch wieder ein Paar Socken an, das ihr nicht gehörte. Oder ihre Lieblings-Seidenbluse, so wie neulich. Helen atmete einmal tief ein und aus, um den Ärger abzuschütteln. Sie wollte keinen Streit, wenn sie gleich nach Hause kam. Endlich erfüllte sie die eckigen Konturen eines Sahnebonbons in Papier.

Der Karamellgeschmack auf der Zunge ließ ihren Groll zerschmelzen, und sie konnte schon wieder lächeln, als sie im Flur zwei ihrer Kolleginnen von der Abendschicht zuwinkte. Sie hatte heute Glück gehabt und einen Parkplatz keine 100 Meter vom Eingang entfernt ergattert.

Als sie den Schlüssel schon in der Hand hielt, brummte es in ihrer Tasche. Hatte Clara schon wieder den Zug verpasst? Helen wühlte ungeduldig nach ihrem Smartphone und schwor sich zum tausendsten Mal, nur noch kleine Handtaschen zu kaufen. „Ja? Clärchen?“ Keine Antwort. „Anruf beendet“, zeigte der Bildschirm an. Die Nummer des Anrufers war ihr nicht bekannt. Vermutlich hatte Clara sich schon wieder das Handy einer Freundin ausgeborgt, da ihr eigenes wieder mal ohne Saft war. Achselzuckend schloss Helen ihr Auto auf und glitt auf den Fahrersitz. Der

Geruch nach neuem Auto ließ sie auch heute, zwei Monate nach dem Kauf, die Augen schließen und einen genüsslichen Atemzug tun. Eigentlich war es ein unanständiger Luxus, mitten in der Stadt ein Auto zu besitzen. Doch es war (wenn man mal von ihrer überdimensionierten Handtasche absah) auch so ziemlich der einzige Luxus, den sie sich gönnte.

Wieder brummte es, diesmal auf dem Beifahrersitz, wo Helen das Handy vorsichtshalber abgelegt hatte. Dieselbe Nummer wie eben. „Ist dein Handy schon wieder leer?“, giffete sie in das Mikro. Am anderen Ende räusperte sich eine weibliche Stimme.

„Ähm, Frau Helen Duval?“

Oh Shit. Fast hätte sie Clara Unrecht getan. „Ja? Wer ist dort?“

„Matthäus-Krankenhaus, Lichterfelde, Schwester Monica. Ich rufe an, weil Ihre Tochter ...“ Das Blut begann, in Helens Ohren zu rauschen, und die einzigen Worte, die sie aus dem Wortschwall der Schwester heraushörte, waren „Gehirnerschütterung“ und „Rippenprellung“.

„Ich komme sofort.“

„Vergessen Sie nicht, ihre Versichertenkarte mitzubringen!“

Ja nee, ist klar. Das war ja auch so ziemlich das Erste, was einem einfiel, wenn die eigene Tochter im Krankenhaus lag. „Wie geht es ihr? Was ist passiert?“ Ihre Stimme hörte sich auch für sie selbst ein wenig atemlos und hektisch an.

„Sie soll vom Pferd gefallen sein. Es geht ihr aber den Umständen entsprechend ganz gut. Sie ist gerade beim CT.“ Vom Pferd? Heute war doch gar nicht Dienstag – Claras Reittag?

„Danke, Schwester“, brachte sie hervor, bevor sie den Zündschlüssel ins Schloß stieß und anfuhr.

Eine halbe Stunde später öffnete sie vorsichtig die Tür zu Claras Krankenzimmer im 3. Stock. Clara hatte die Augen geschlossen, die einzige Beleuchtung war das Leselicht hinter ihrem Bett. Es warf tiefe Schatten auf ihr Gesicht, und sie sah müde und verletztlich aus.

„Clärchen, meine Kleine“, hauchte Helen und trat näher. Äußerlich war sie unversehrt, stellte sie aufatmend fest.

Clara schlug die Augen auf und lächelte verhalten. „Hallo Mutti“, erwiderte sie. „Mir geht’s gut.“ Das Grübchen an ihrem Mundwinkel erschien.

„Das sieht man.“ Helen zog eine Augenbraue hoch. Sie griff nach Claras rechter Hand und setzte sich auf die Bettkante. „Aber wie kommt es, dass es dir ‚so gut‘ geht?“ Sie betonte diese Worte extra, und zugleich schalt sie sich für ihre verdammte Ironie.

Clara verdrehte die Augen und starrte schließlich an die Decke. „Rate doch einfach. Das kannst du ja so gut.“

Eine heiße Welle verbreitete sich von Helens Magengegend aus im ganzen Körper. Sie konnten es beide: Ein, zwei Worte, und die andere ging an die Decke. Helen kannte diesen Mechanismus wenigstens, und ihr gelang es in letzter Zeit immer besser, sich zu beherrschen. So auch jetzt. *Eins – zwei – drei*, zählte sie in Gedanken, bevor sie zu einer Erwiderung ansetzte.

„Nein, ich will es von dir hören. Hattest du nicht heute irgendeinen Schultermin? Irgendetwas mit Theaterprojekt?“

Clara ließ einen langgezogenen Seufzer los. „Ach das“, sagte sie gedehnt. „Das war nicht so wichtig. Ich war



mit Fritz draußen. Und du weißt, warum!“ Der letzte Satz kam heftig, es war ein Schuldvorwurf.

Helen seufzte, als sie Tränen an Claras Wimpern glänzen sah. Sie hätte viel darum gegeben, ihr Fritzens Verlust zu ersparen, obwohl ihr selbst nicht viel an Pferden lag. Aber nach Papas Tod gab es nun mal keinerlei Möglichkeiten mehr, den Unterhalt des blonden Pferdchens auch nur teilweise zu finanzieren. Ihr Vater hatte das Geld für Fritzens Kauf, Unterhalt und Reitunterricht aufgebracht, und er hatte ihnen beiden sogar eine kleine Summe hinterlassen, damit sie ihn behalten konnten. Doch die war schneller weggeschmolzen, als sie sich das hätten träumen lassen: Hier ein Tierarztbesuch, dort ein neuer Hufbeschlag, da eine Erhöhung der Boxenmiete. Helen hatte es Clara sogar vorgerechnet. Und die hatte es verstanden – im Kopf. Eingesehen, dass etwas geschehen musste, hatte sie bis jetzt nicht.

Und nun war sie einfach drauflosgeritten, ohne Ziel und ohne Plan, um sich nicht mit der Realität abfinden zu müssen.

„Es tut mir leid“, flüsterte Helen, ganz gegen ihre Absicht. Eigentlich wollte sie Clara eine Standpauke halten. Stattdessen kullerten nun ihnen beiden Tränen die Wangen herab. „Ich denke mir etwas aus mit Fritz.“ Das hatte sie schon mehrmals versprochen, doch ihr war bis jetzt keine Lösung eingefallen.

Clara nickte und schloss die Augen. Sie ließ es geschehen, dass Helen mit dem Handrücken sanft ihre Tränen abwischte und ihr einen Kuss auf die Stirn drückte. „Och Mama“, sagte sie rauh.

„Doch, Clara. Uns wird etwas einfallen. Nun musst du aber erst mal gesund werden.“

„Ich kann morgen nach Hause. Machst du mir noch den Fernseher an? Es gibt ‚Big Bang Theory‘ und nachher noch ´nen Film.“

Helen nickte, zwischen Lachen und Weinen. „Aber mach aus, wenn du Kopfweh kriegst. Du brauchst dein Gehirn noch!“

Clara stöhnte demonstrativ. „Mama! Ich kann auf mich aufpassen.“

„Das habe ich heute gemerkt.“

Helen stieß einen leisen Seufzer aus. War sie selbst als Teenager auch so impulsiv gewesen?

Sachte schloss sie die Tür zum Krankenzimmer und machte einen Schritt zum Tresen, hinter dem eine Krankenschwester mit gerunzelter Stirn auf ein Computerdisplay starrte, den Kopf in die Hände gestützt. Als sie Helen bemerkte, sah sie auf.

„Haben Sie ihre Versicherungskarte da?“

Helen nickte und stellte ihre Handtasche auf den Tresen, um darin zu wühlen. Sie hatte sie Clara nach der Klassenreise abgenommen, dessen war sie sicher. Bei Clara wusste man nie, ob sie die wichtigen Papiere bei sich behalten konnte. Die Kosten für einen neuen Personalausweis hatte sie ihr bereits vom Taschengeld abziehen müssen, was eine tagelange Schmollattacke zur Folge gehabt hatte.

„Ich – Moment. Doch, hier ist sie.“ Sie reichte die Karte der Schwester.

„Übrigens – das dort ist ihr edler Retter“, sagte die Schwester und wies mit dem Kopf auf einen Mann, der fast direkt neben ihr stand und in einer Broschüre über Schlaganfallerkennung blätterte.

Helen wandte sich zu ihm um. Und blickte in dunkelblaue Augen, die ihr merkwürdig vertraut vorkamen. Ein Lächeln stand darin, und sie hielt die Luft an. Sie nahm den Rest seines Gesichts in Augenschein, während ihr Puls beschlossen hatte, sich selbstständig zu machen und einen Rhythmus anzuschlagen, der einer Technoparty jede Ehre

gemacht hätte. *Das ist jetzt nicht wahr.*

Die hohen Wangenknochen, die geschwungenen Lippen, fast ein wenig zu sinnlich für einen Mann. Sie erinnerte sich an das unglaubliche Gefühl, dass diese Lippen auf ihrem Körper verursacht hatten, und in ihrem Bauch begann eine Schar Ameisen durcheinanderzukrabbeln. Nur dieser willensstarke Zug um seinen Mund war neu. Trotzdem bestand kein Zweifel: Er war es. Hätte sie ihn nicht am Aussehen erkannt, dann an dem wilden Klopfen in ihrer Brust.

Okay, er war nicht mehr so schlank wie damals. Breitschultriger wirkte er, vor allem in dieser eng anliegenden wattierten Jacke. Seine Hände – was er damit alles angestellt hatte ... Aus dem Technorhythmus ihres Herzens wurde ein Stolpern. Für einen Augenblick verschwamm ihr Gegenüber und machte Bildern Platz, die sie seitdem fast nur noch in seltenen Träumen heimgesucht hatten: Seine Lippen auf ihren, ihre nackte Haut an seiner, sein fester Griff um ihre Oberarme, als er sie ...

Ihre Handtasche verabschiedete sich mit einem dumpfen Geräusch vom Tresen und stürzte zu Boden, die zahlreichen Utensilien verteilten sich gleichmäßig über das helle Linoleum. Verdammte Scheiße! Hastig bückte sie sich, um Lippenstifte, eine Haarbürste, diverse Sahnebonbons und ihr Portemonnaie einzusammeln.

„Ups.“ Er hockte sich neben sie, wortlos reichte er ihr einen Lippenstift, dessen Deckel peinlicherweise fehlte. Ihre Lieblingsfarbe. Es war seine Stimme. Sie hätte sie unter Hunderten wiedererkannt. Sie wagte kaum aufzuschauen, doch der Drang, noch einmal in diese Augen zu sehen, war stärker als ihre Verlegenheit.

„Danke ... Pawel ...?“

Hatte sie wirklich so lange gebraucht, um ihn zu erkennen? Er hatte sie bereits als Helen identifiziert, als sie hastig und ohne nach links und rechts zu blicken, an ihm vorbeigerauscht war, hinein in das Zimmer, in dem Clara lag. Nur darum lungerte er noch hier herum, in diesem kahlen Flur, und studierte Broschüren, ohne ihren Inhalt wahrzunehmen. Wartete darauf, dass sie herauskam, hoffte, dass sie ihn sah. Er musste wissen, ob er sich geirrt hatte. Er musste wissen, ob es wirklich *sie* war.

Und jetzt hockten sie nebeneinander und lasen Karamellbonbons, Lippenstifte und Münzen vom Boden auf. Ihre Stimme klang ungläubig, als sie seinen Namen sagte.

Ihre Blicke trafen sich, und er nickte. Ihre Befangenheit amüsierte ihn, und gleichzeitig tat sie ihm ein bisschen leid. Nicht er war es gewesen, der damals nichts mehr von sich hatte hören lassen. Er hatte keinerlei Grund, peinlich berührt zu sein. Von ihm aus hätte die Sache weitaus mehr Potenzial gehabt, als sie ihr zugestanden hatte ...

Er griff nach ihrem Ellenbogen und half ihr auf, nachdem sie ihre Sachen wieder in der Tasche verstaut hatte. Jahrelang hatte er noch nicht mal an sie gedacht. Doch jetzt stand sie leibhaftig vor ihm: noch anziehender, als er sie in Erinnerung hatte, mit ihren großen Augen in der Farbe dunkler Karamellbonbons, dieser Andeutung von Sommersprossen auf ihrer Nase und ihren weichen Lippen. Die sich jetzt Gott sei Dank zu einem Lächeln verzogen.

„Ja, ich bin´s. Ich – es ist schön, dich zu sehen.“ Jetzt geriet er schon ins Stottern. Verdammt, was war denn dabei? Sie war eine, die er mal gekannt hatte. Na und?

Helen streckte die Hand aus, und er griff danach. Ohne zu zögern. Hielt sie fest, während sie „Danke, Pawel, dass du da warst. Ohne dich wäre sie vielleicht ...“, stammelte.

Er ließ nicht los, und sie schien sich nicht zu trauen, ihm die Hand zu entziehen. Alles in ihm sehnte sich danach, sie in die Arme zu ziehen. Sie sah aus, als hätte sie geweint. „Das ist doch selbstverständlich, Helen. Das hätte jeder in dieser Situation getan. Ich bin froh, dass ich sie gefunden habe.“ Nach kurzem Zögern setzte er hinzu: „Und dich gleich mit ...“

Ihre Wangen flammten auf, für einen Augenblick stellte er sich vor, wie diese zarte Röte ihren ganzen Körper bedeckte. *Reiß dich zusammen, Mann*, schalt er sich und versuchte das Bild ihrer Nacktheit zu verwischen. Jede Rundung stand ihm plötzlich vor Augen, und wie sie sich unter seinen Fingern angefühlt hatte. *Nicht jetzt!*

Er zwang sich, in ihre Augen zu sehen und sie dabei loszulassen. Lange hielt sie seinem Blick nicht stand. Ihre dunklen, langen Wimpern schienen fast ihre Wangen zu berühren, die immer noch glühten. Beinahe, als hätte er sie bei etwas ertappt ... doch was hatten sie schon Böses angestellt? War es so schlimm gewesen? Er erinnerte sich an die tagelangen Selbstzweifel, die ihn geplagt hatten, als sie weg war.

„Helen ...“, begann er.

„Ja?“

„Lass´ uns ein Glas Wein trinken gehen. Auf den Schrecken kannst du sicher eins brauchen. Und ich würde mich sehr freuen.“ Merkte sie ihm an, das seine Stimme nicht so fest klang, wie er es von sich gewöhnt war? Ach Quatsch. Woher sollte sie das wissen? Außerdem schuldete sie ihm ein wenig Dank.

Sie schien das zu spüren, denn jetzt lächelte sie wieder. „Ich muss morgen aber früh raus, Pawel. Also nur eins.“

\* \* \*

Sie spazierten in gemächlichem Tempo zum Ausgang, während Helen schwieg. Himmelsakra, was sollte sie

bloß sagen? Ihr Hals war wie zugeschnürt.

Pawel schien ihre Verwirrung nicht zu bemerken. Er schlug ihr ein Bistro vor, das nur zwei Straßen weiter lag, und das er gerade mit seinem Handy gegoogelt hatte. „Dort können wir hinlaufen, und hinterher bringe ich dich nach Hause.“

Sie schüttelte den Kopf. „Danke, ich habe mein Auto hier. Eigentlich wollte ich Clara ja gleich wieder mitnehmen.“

„Auch gut. Aber zu deinem Auto bringe ich dich zurück.“

Sie fragte sich, warum sie sich auf das alles einließ. Sicher nicht, weil sie ihn so lange nicht gesehen hatte. Lag es an dem entwaffnenden Lächeln, das sofort all ihre Erinnerungen wach werden ließ? War es, weil er ihr so unbefangenen gegenübertrat? Als wäre es das Selbstverständlichste der Welt, dass sie sich wiederbegegneten.

Pawel schien nicht nur das Bistro an sich, sondern auch dessen Kundenbewertungen gegoogelt zu haben, denn es erwies sich als gemütliche kleine Kneipe mit angenehmer Hintergrundmusik, einem Billardraum und dunklen, blanken Holztischen. Aus der Küche drang der Duft nach Knoblauch und gebratenen Zwiebeln, eine Mischung, die Helen daran erinnerte, dass sie heute nur gefrühstückt hatte.

„Du hast Hunger“, stellte er fest, als sie sich gesetzt hatten.

Wider Willen nickte sie. „Ein bisschen.“

Er grinste. „Da geht es dir wie mir. Also los.“ Damit hielt er ihr die Speisekarte vor die Nase, und sie gestand sich ein, das sie jetzt an genau dem richtigen Ort zu genau der richtigen Zeit war. Obwohl ihr immer noch nicht einfiel, was sie sagen sollte, und obwohl sie nicht wusste, wohin diese Entscheidung sie führen würde.

Hauptsache, er würde nicht von damals anfangen. *Wenn er das tut, stehe ich auf und gehe.*

Doch das war nicht nötig. Er prostete ihr mit dem Wein zu, den der Kellner gerade gebracht hatte, und lenkte das Gespräch auf vergleichsweise unverfängliche Themen. So lobte er Claras Reitkünste und brachte Helen dazu, über ihre Arbeit als Werbetexterin zu sprechen (ihren Zweitjob als Callcentermitarbeiterin ließ sie wohlweislich unerwähnt). Er unterhielt sie mit Anekdoten aus seiner Anwaltskanzlei und nahm mit genau der richtigen Mischung aus Erstaunen und Anerkennung zur Kenntnis, dass Clara schon im nächsten Jahr ihr Abitur absolvieren würde.

Als das Essen kam, hatte sie sich so weit entspannt, dass sie ihn anlächeln konnte. Seine Reaktion darauf ließ ihr Herz ganz unvernünftig hüpfen – seine Augen begannen zu strahlen.

„Du bist noch hübscher, als ich dich in Erinnerung habe.“ Er hob erneut sein Glas und begutachtete sie über dessen Rand, beinahe anzüglich. Vergessen war ihr Vorsatz, sofort aufzustehen, wenn er die Vergangenheit ansprechen würde. Sie schluckte einen kleinen Kloß im Hals herunter. Es war lange her, dass ein Mann ihr Komplimente gemacht hatte. Schon gar nicht so eines.

„Danke für die Blumen.“ Sie senkte den Blick auf ihren Teller und gabelte ein Stück von dem Kalbsgeschnetzelten auf. Es zerging auf der Zunge, war sanftwürzig und sahnig. Trotzdem konnte sie kaum einen Bissen herunterbringen.

„Ich meine das ernst.“

*Das ist es ja gerade.* Sie war völlig ungeübt im Entgegennehmen von Artigkeiten. Sicher, sie fand sich selbst durchaus ansehnlich, und das schienen einige Vertreter des anderen Geschlechts auch so zu sehen. Doch direkt darauf angesprochen zu werden, löste bei ihr Unbehagen aus. Sie rutschte auf ihrem Stuhl hin und her, bevor sie

einen Blick auf sein Gesicht wagte, mit einem vorsichtigen Lächeln.

„Und du bist noch genau so ein ...“ Ja, was eigentlich? Sie drehte den Stiel des Weinglases in ihren Händen, während er sich interessiert vorbeugte, die Fingerspitzen beider Hände aneinandergelegt. *Ein Charmeur? Ein Womanizer? Ein Aufreißer?*

„Ja?“, erkundigte er sich und zog die Augenbrauen dabei hoch.

„Kavalier.“ Das war er früher gewesen, sie dachte daran, wie er in allem darauf bedacht gewesen war, dass sie sich wohlfühlte. Sogar im Bett. *Bett!* Hatte sie das jetzt wirklich gerade gedacht? Verdammte Scheiße. Sie musste nicht nur ihrer Zunge, sondern auch ihrem Hirn Zügel anlegen. Gottseidank konnte Pawel nicht hinter ihre Stirn schauen!

Er lachte sein charakteristisches, ein wenig rauhes Lachen. „Besten Dank. Schön, dass du das noch weißt.“

Helen stürzte den Rest Wein auf einmal herunter. Ihr Gespräch schien eine gefährliche Wendung zu nehmen, sie fühlte ihren Puls schneller gehen. Oder lag das am Alkohol? Ohne nachzudenken, erwiderte sie: „Ich habe nichts vergessen.“ Verflucht noch mal! Seine Augen blitzten auf, ihr halb belustigtes, halb spöttisches Funkeln verlieh ihm genau die Art Anziehungskraft, die sie damals hatte schwach werden lassen.

„Ich auch nicht“, erwiderte er mit einem süffisanten Lächeln. Dann legte er das Besteck beiseite und streckte eine Hand nach ihrer aus. Weiß der Teufel, warum sie sie ihm nicht entzog. Stattdessen duldete sie, dass er ihre Fingerspitzen behutsam umfasste, wenn auch mit angehaltenem Atem. Die Wärme seiner Hand hatte etwas Tröstliches an sich, es fühlte sich zugleich fremd und vertraut an. Seine sehnigen Finger waren leicht gebräunt, im Lampenschein schimmerten einige goldblonde Härchen auf seinem Handrücken.

Sie musste kurz die Augen schließen, um die Erinnerung an frühere Berührungen in ein Kellerverlies ihres Gedächtnisses zu verbannen. Doch die ließ sich nicht zum Verstummen bringen, schrie und rüttelte an den Gedächtnisgitterstäben. *Lass mich raus! Es war schön ... unbeschreiblich schön. Ich will das jetzt sagen!*

Er schien ihren inneren Widerstreit zu fühlen und ließ los, beobachtete sie mit schiefgelegtem Kopf, als sie die Augen wieder öffnete.

„Willst du noch einen Espresso?“, fragte er sanft.

Sie nickte, dankbar, dass er keine weiteren Anstalten machte, sie zu verunsichern. „Ja, gerne.“

Während er nach dem Kellner Ausschau hielt, betrachtete sie ihn verstohlen. Das blonde Haar, das sich früher fast bis auf die Schultern geringelt hatte, trug er jetzt kurz. Und erwachsen war er geworden, kein Zweifel. All die Jahre hatte sie jeden mit ihm verglichen. Und heute musste sie feststellen, dass keiner diesem Vergleich standgehalten hatte. Und auch in Zukunft nicht würde. Oh Scheiße.

Vor dem Ausgang zog er ohne Umschweife ihre Hand unter seinen Arm, und so untergehakt traten sie den Rückweg zum Krankenhausparkplatz an. Sie wehrte sich nicht dagegen, keine Ahnung, ob es der Wein war, der seine Wirkung tat, oder die Selbstsicherheit, mit der Pawel ihr Vertrauen einforderte. Sie fühlte sich gut aufgehoben in seiner Nähe, ein Gefühl, das ihr (von den besonderen Momenten mit ihrer Tochter abgesehen) fremd war. Und das sie gleichzeitig alarmierte.

„Ist das deiner?“ Pawel deutete auf ihren Citroen. „Geiles Gefährt. Ich habe ihn mal testgefahren. Nur, dass er für einen Pferdeanhänger und diverse Utensilien leider zu klein war.“

Ein Lächeln breitete sich auf ihrem Gesicht aus. „Er ist neu. Ich liebe ihn“, sagte sie und tätschelte den

Kotflügel. Dann fühlte sie in der Tasche ihres Trenchcoats nach den Schlüsseln und drückte den Entriegelungsknopf. Mit einem Summen spreizten sich die Außenspiegel ab, die Scheinwerfer blinkten bestätigend.

„Helen ...“ Er fasste nach ihren Händen und trat nahe an sie heran. So nahe, dass sie im Rücken den Türgriff des Autos spürte. Und den Duft seines Aftershave, vermischt mit ein wenig Pferd, einatmete. Eine Mischung, die zwar ungewöhnlich, aber reizvoll war. Die spärliche Parkplatzbeleuchtung ließ nicht zu, seinen Gesichtsausdruck bis ins Einzelne zu deuten. Doch er sah auf sie herab und gleich würde er sich zu ihr beugen.

Sie registrierte all das, als ob sie neben sich stünde. Beobachtete kritisch, wie sie den Druck seiner Hände erwiderte, anstatt sie wegzuziehen. Wie sie den Kopf zu ihm hob, die Augen auf seine Lippen gerichtet, die gleich ihre Wangen oder ihre Stirn streifen würden. Oder sogar ... Er tat es. Er küsste sie tatsächlich auf die Wange. Die Stelle sandte ein Kribbeln in ihren Körper, das sich wie eine Welle in ihr ausbreitete, sogar bis in die Fingerspitzen. Sie müsste jetzt nur ihren Kopf ein wenig drehen, damit ihr Mund auf seinen traf. Müsste nur die Arme um seinen Hals legen, damit er sich an sie drängte, so eng, dass sie seine Wärme durch ihren Mantel hindurch würde spüren können.

Als sie bei dieser Überlegung angelangt war, verkündete ein erneutes Surren der Außenspiegel, dass es ihrem Auto zu lange gedauert hatte, bis jemand die Türen öffnete. Die automatische Verriegelung hatte sich aktiviert.

\* \* \*

Es kostete ihn nahezu übermenschliche Anstrengung, ihr Gesicht nicht zwischen beide Hände zu nehmen, ihre köstlichen Lippen nicht mit seinen zu verschließen und es sich stattdessen gefallen zu lassen, dass sie leise „Danke und Tschüß, Pawel“, murmelte. Was hieß hier ‚Danke und tschüß‘? Für Sekundenbruchteile hatte er den Eindruck gehabt, sie *wollte*, dass er sie küsste. *Richtig* küsste.

„Moment, nicht so hastig.“ Er würde sie nicht so gehen lassen, auf keinen Fall. Während er immer noch ihre Rechte umfasst hielt, wühlte er mit der anderen Hand in der Brusttasche seiner Reitjacke. Normalerweise hatte er überall Visitenkarten, selbst in Maurices Sattelkammer lagen einige säuberlich in seinem Spind gestapelt. Nur heute schienen sie ihm ausgegangen zu sein. Gleich würde sie sich von ihm losreißen und wie ein scheues Wild die Flucht ergreifen. Er unterdrückte einen Fluch.

Die ganze Zeit beobachtete sie ihn mit einem undeutbaren Ausdruck, strich sich zwischendurch eine Strähne ihres weichen, hellbraunen Haars hinters Ohr. Er wünschte sich nichts mehr, als dass sie ihm entgegenkäme, so wie eben, als sie ihm fast ihren Mund dargeboten hatte. Doch sie rührte sich nicht, lehnte nach wie vor an ihrem Auto und ließ ihre Hand in seiner ruhen. „Was ist denn?“, fragte sie, und es klang, als lächle sie dabei. Im Dunkeln war das nicht so genau zu sehen. Das Wörtchen ‚noch‘ hatte sie zu seiner Erleichterung wenigstens weggelassen.

Er zog seine Brieftasche hervor, klappte sie mit einer Hand auf und es gelang ihm, mit dem Daumen eine Visitenkarte aus einem der Fächer zu schieben. Er musste jetzt trotzdem ihre Hand loslassen. „Für dich“, sagte er und hielt ihr die Karte hin. „Damit du mir von Claras Fortschritten erzählen kannst.“ Er zwinkerte ihr zu. „Und nun möchte ich auch deine Telefonnummer haben.“

„Damit du mir *was* genau erzählst?“ Ganz eindeutig hatte ihre Stimme jetzt einen spöttischen Klang angenommen. Es traf ihn genau so, als hätte sie eine ihrer kleinen Hände auf seine Brust gelegt, um ihn von sich wegzuschieben. Doch so schnell würde er diesmal nicht aufgeben.

*Jetzt oder nie, mein Alter.* „Wo und wie ich dich wiedertreffen möchte.“ Verdammt, sonst tat er sich deutlich

leichter, einer schönen Frau zu sagen, was er von ihr wollte. Warum machte sie es ihm dermaßen schwer?

„Was meinst du mit – wie?“

„Wenn du mir deine Nummer gibst, verrate ich es dir.“ *Los, zier dich nicht so*, wollte er ihr zuwerfen. *Du willst es doch auch*.

Ihr entfuhr ein kleines, nervöses Lachen, und entzückt stellte er fest, dass sie dabei die Nase kraus zog. „Also gut. Lass uns die Karten tauschen.“ Gesagt, getan. Nach umständlichem Wühlen in ihrem großen Lederbeutel förderte sie eine ihrer eigenen Visitenkarten zutage, die sie ihm feierlich überreichte, den Blick fest auf seine Augen gerichtet, so als könne sie ihn damit auf Abstand halten. „Und jetzt verrat’ es mir. Was meinst du mit – wie?“

Er räusperte sich, hoffte, sie würde es nicht mitkriegen. „Ich sollte wohl besser sagen: wie *sehr*. Wie sehr ich dich wiedertreffen möchte.“ Er studierte ihren Gesichtsausdruck. Schade, dass es so dunkel war, er hätte sie gerne noch einmal erröten gesehen.

Doch ihr Körper versteifte sich. „Danke, Pawel. Für deine Hilfe und für – für heute Abend. Ich muss jetzt los ...“ Damit reichte sie ihm flüchtig die Hand und wandte sich abrupt um, riss die Tür auf und schlüpfte hinter das Lenkrad. Schloss eilig die Tür und ließ das Fenster herunter. „Ich – ich weiß nicht, ob ich dich wiedertreffen kann. Tut mir leid.“ Damit ließ sie den Motor an und warf ihm eine Kussbande zu. Dann trat sie so heftig aufs Gas, dass der Motor aufheulte und die Reifen beim Anfahren durchdrehten. Kleine Steinchen und Erde wirbelten hinter ihrem Wagen hoch, und Pawel sprang einen Schritt zurück.

\* \* \*

Im Rückspiegel sah sie, wie Pawel die Hände in den Hosentaschen vergrub und den Kopf schüttelte. Sie bog in die Straße ein, Pawels Bild verschwand aus ihrem Rückspiegel, still stand er immer noch genau dort, wo sie ihn verlassen hatte. Im Radio lief ausgerechnet jetzt Ed Sheeran, „Thinking out loud“:

*„People fall in love in mysterious ways*

*Maybe just the touch of a hand ...“*

*Scheiße, Scheiße, Scheiße!* Sie krallte sich ins Lenkrad und versuchte, die aufsteigenden Tränen zurückzudrängen, bevor sie ihr die Sicht nahmen. Wäre sie bloß später ins Krankenhaus gefahren. Hätte sie doch nur länger in Claras Zimmer verweilt. Verdammte, warum musste sie ihm begegnen, ausgerechnet jetzt, wo sie das Chaos in ihrem Leben einigermaßen geordnet hatte? Hätte nicht jemand anderes Clara retten können?

Sie schniefte einmal kurz auf, an einer roten Ampel wischte sie sich mit dem Handrücken über die Augen. Hinter ihrem Brustbein klumpt sich der Schmerz zusammen, ein schwerer Brocken, der sie niederdrückte. Und gleichzeitig spürte sie immer noch seine Finger über ihren und seine Lippen an ihrer Wange. Sie versuchte, sich auf den spärlichen Verkehr zu konzentrieren und nichts zu denken, nichts zu fühlen. Unmöglich.

Vor ihrer Haustür angelangt, legte sie die Stirn auf die Hände, mit denen sie immer noch das Lenkrad umfasste, und schloss die Augen. Noch einmal ließ sie die Bilder dieses Abends an sich vorbeiziehen und trotz Tränen erwischte sie sich bei einem Lächeln, als sie an seine Worte dachte: „Wie sehr ich dich wiedertreffen will.“

In ihrer Manteltasche war noch seine Visitenkarte. Sie holte sie heraus, drehte sie hin und her und versuchte, im Licht der Straßenlaterne seine Nummer zu entziffern. Oha, er war ein Doktor. Dr. Pawel Krawczyk. Fachanwalt für Strafrecht. Wenn sie seine Telefonnummer auswendig lernte, könnte sie die Karte zerreißen. Nein, das war albern. Extrem albern. Sie würde nicht anrufen. Vielleicht würde sie ihm eine Danksagung schicken, um Claras

willen.

Sie stieg aus dem Wagen, schloss die Haustür auf und stieg die Treppen hoch. Eine kleine, aber drängende Stimme in ihrem Hinterkopf flüsterte ihr zu, dass eine Grußkarte noch lange nicht reichen würde, um ihre Schuld abzutragen. Und dass diese Begegnung eine Gelegenheit sei. Eine einmalige Chance, die nie wieder käme.

Hier geht es zum Buch bei Amazon:

[Herztöne - unberührbar](#)



# Leseprobe Capetown Lovers - ungeliebtes Erbe

## Klappentext

**Sie will sich nicht verlieben. Nicht hier - an einem der schönsten Orte der Welt.**

Der verflixt attraktive Weingutsbesitzer William Darnes ist der Letzte, den Anny auf ihrer ungeplanten Reise ins weit entfernte Südafrika gebrauchen kann - und doch kann sie sich seinem rauhen Charme kaum entziehen.

William hat wahrlich andere Sorgen, als sich um die zurückhaltende Erbin des benachbarten maroden Grundstücks zu kümmern. Und doch kann er ihr aus irgendeinem merkwürdigen Grund nicht widerstehen. Er setzt alles in Bewegung, um sie für sich zu gewinnen.

Doch dann geschieht ein Unglück ...

*„Ich will wissen, was dich hindert, deinen Gefühlen zu folgen.“*

*„Woher kennst du meine Gefühle?“*

*„Sie waren unüberseh- und unüberhörbar heute Nacht.“*

Nach vielen rastlosen Jahren voller Umzüge und verlorener Freundschaften ist Anny endlich an einem Ort angekommen, an dem sie sich zuhause fühlt. Dumm nur, dass sie ausgerechnet jetzt ein Haus vor den Toren Kapstadts erbt. Als sie sich widerwillig auf den Weg nach Südafrika macht, trifft sie auf ein marodes Vermächtnis - und auf ihren attraktiven Nachbarn. Bald knistert es heftig zwischen beiden.

Doch ein mysteriöser Dachbodenfund und ein furchtbares Verbrechen stellen ihre Gefühle zu William Darnes auf eine harte Probe – und bringen ein altes Familiengeheimnis ans Licht, das besser im Dunkeln geblieben wäre.

Hat ihre Liebe unter diesen Umständen eine Chance?

# Kapitel 1: Eine gute und zugleich schlechte Nachricht

Hätte mir vor einer Woche jemand gesagt, dass ich jemals ein Flugzeug mit Kurs Johannesburg-Kapstadt besteigen würde, hätte ich ihm einen Vogel gezeigt. Und doch stand ich jetzt hier im Gang und versuchte, meine Notebooktasche und mein Handgepäckstück in die wie immer viel zu enge Gepäckklappe über meiner Sitzreihe zu verstauen. Endlich! Die Stewardess schloss die Klappe mit Nachdruck, und ich wollte mich aufatmend auf meinen Sitz fallen lassen. Doch der war bereits belegt.

„Verzeihung, ich glaube, das ist mein Platz“, hauchte ich der dicklichen Dame zu, die auf meinem Fensterplatz saß. Die Dicke schaute auf und schenkte mir ein strahlendes Lächeln.

„Oh, entschuldigen Sie, meine Liebe, ich muss mich verguckt haben.“ Dann kramte sie in einer Handtasche von den Ausmaßen eines mittleren Seesacks und runzelte die Stirn. „Himmel noch mal, wo ist denn diese Bordkarte nur?“

Hinter mir drängelten sich die anderen Passagiere vorbei. Mehrere Gepäckstücke streiften meine Waden, begleitet von gemurmelten Entschuldigungen. Die Armlehne des Sitzes, vor dem ich stand, presste sich gegen meine Oberschenkel. Morgen würde ich dort einen Bluterguss haben.

Endlich. Die Dicke wedelte mit einer Bordkarte. „Wirklich – Sie haben recht. Ich habe diesen Mittelplatz. Ach, wie schade!“ Sie verzog das Gesicht. Dann hob sie den Blick - die Augen ummalt von einem gigantischen blauen Lidstrich – und warf mir einen flehenden Blick zu. „Sind Sie sicher, dass ...“

Das fehlte mir noch. Flehenden Blicken kann ich nahezu nie widerstehen. Aber meinen Platz, den ich extra reserviert hatte, würde ich nicht kampflos aufgeben. Ich holte tief Luft. „Ähhh – ja. Ganz sicher.“ Meine innere Stimme klopfte mir auf die Schulter. *Gut gemacht!*

Sie seufzte und erhob sich ächzend aus ihrem Sitz. Ich musste ein Stück in den engen Gang zurückweichen, was einen Stau verursachte. Die nachdrängenden Fluggäste warfen mir genervte Blicke zu. Hastig schlüpfte ich auf den Fensterplatz, als es der dicken Dame endlich gelungen war, sich aus der Sitzreihe herauszuwinden. Sie ließ sich in den Sitz neben mir plumpsen und fummelte an ihrem Anschnallgurt herum, wobei zirka 50 Armreifen an ihren Handgelenken klimperten.

Dann wandte sie sich mir zu. „Fliegen Sie das erste Mal nach Kapstadt, meine Liebe?“

Ich wurde einer Antwort enthoben, weil nun die Stewardessen mit ihrem „Sicherheits-Tanz“ begannen. Sie hantierten synchron mit Atemmasken und Rettungswesten und zeigten mit graziösen Bewegungen auf die Notausgänge über den Tragflächen.

Meine Sitznachbarin schien die einzige zu sein, die dieser Darbietung gebannt folgte. Die meisten anderen hatten bereits eine Zeitung vor der Nase oder hantierten mit ihren Smartphones herum. Auch ich warf einen Blick auf mein Handy und entdeckte eine neue Whatsapp-Nachricht meiner Freundin Veronika, genannt Vero:

„Sorry, habe es nicht rechtzeitig geschafft. Stehe hier in der Abflughalle und alle starren auf Theo. Schade, ich dachte, er kann dir Glück bringen. Bussi und meld dich, wenn du angekommen bist. Hab dich lieb!“ Darunter ein Selfie meiner Freundin, wie sie Theo, das rosa Stoffschwein, in die Kamera hielt. Mein Maskottchen, das ich in der

Hektik der Abreise einzupacken vergessen hatte. Theo saß immer neben meinem Computer, und wenn ich gerade einen Einfall brauchte oder eine neue Formulierung suchte, half er mir beim Denken. Mist. Jetzt würde ich ohne ihn auskommen müssen – ob das ein schlechtes Omen war?

Ich tippte ein hastiges „Danke, muss jetzt ausmachen, hab dich auch lieb“, bevor das Flugzeug anrollte, und dachte daran, wie Vera mir vor ein paar Tagen zugeredet hatte, unbedingt diese Reise anzutreten.

\* \* \*

Es war in einem dieser Coffee-Shops gewesen, die ich neuerdings für die Reihe „Der Kaffeetester“ besuchen musste. Jeden Sonnabend erschien eine neue Folge im „Berliner Morgen“, und ich hatte bereits fünf Artikel über Starbuck's & Co. geschrieben. Dieser hier hieß „Black and White Lounge“ und war gerade letzte Woche eröffnet worden. Wir hatten mit Mühe und Not zwei Plätze an einem winzigen Bistrotisch aus Marmor ergattert.

Veronika schob die Unterlippe vor und pustete sich eine Locke aus der Stirn. „Ist dir nicht gut? Schlechte Nachrichten?“, brüllte sie gegen den Klangteppich aus Clubsounds, dem Zischen der Kaffeemaschinen und dem Gelächter einer Clique am Nebentisch an. Über allem waberte ein Geruch aus Schokolade, Kaffee und nassem Hund. Das kam bestimmt von dem Cockerspaniel hinter mir, der sich gerade geräuschvoll schüttelte und dabei Wassertropfen auf die Waden der Umsitzenden verteilte.

Ich legte das Handy neben meine Kaffeetasse und starrte eine Weile auf die Schlange am Tresen, wo der Barista die bereitstehenden Latte Macchiatos, Cappuccinos und heißen Schokoladen ausrief.

„Wie man's nimmt. Du fändest es sicher cool.“

„Aber du nicht?“ Sie wickelte eine Haarsträhne um ihren Zeigefinger und rutschte näher an den Tisch. Ein Zipfel ihres Halstuches tauchte in ihren Chai Latte, und ich kicherte.

„Pass auf! Dein Schal!“ Ich drückte den feuchten Zipfel aus. Sie verdrehte die Augen und riss sich das Tuch vom Hals.

„Mist. Aber nun sag doch endlich, was los ist.“

Der Lärm schwoll wieder an. Ein Kleinkind brüllte aus Leibeskräften und trampelte dabei im Kreis, während der Barista „Zwei Latte Soja!“ in die Menge rief. An unserem Tisch drängelten sich drei Typen mit schweren Notebooktaschen vorbei. Einer streifte meine Tasse, ich konnte sie gerade noch vor dem Absturz retten.

„Das war ein Notar. Ich soll in seine Kanzlei kommen, weil ich etwas geerbt habe.“ Meine Antwort ging im Kreischen einer Espressomaschine unter.

„Wie bitte?“

„Ein Notar!“, wiederholte ich lauter. „Ich habe etwas geerbt.“

„Oh.“ Sie schob sich die Brille mit dem Zeigefinger höher auf die Nase. „Warum guckst du dann so komisch aus der Wäsche? Das klingt doch toll.“

„Erstens: Wer weiß, ob mich da nicht einfach jemand verarscht hat. Zweitens: Wer weiß, ob diese Erbschaft überhaupt etwas wert ist. Und drittens: Das Ganze soll sich auch noch am Ende der Welt befinden.“

Vero schüttelte verwirrt den Kopf. „Wie jetzt: Ende der Welt?“

Ich seufzte. „Dieser Notar Doktor Irgendwas behauptet, ich hätte in Kapstadt ein Haus geerbt. Jedenfalls soweit man bei dem Krach etwas verstehen konnte.“

„Das ist ja fantastisch!“, rief sie, und ein paar Leute wandten die Köpfe. Ich versuchte, mich unter ihren

Blicken wegzuducken, aber Vero tat so, als existierten die anderen Gäste nicht. „Wann fliegst du?“

Ich stöhnte. „Ich will nicht nach Kapstadt. Nicht jetzt, wo sie mir die Stadtpolitik angeboten haben. Und eigentlich überhaupt nicht.“

Meine Freundin schüttelte verständnislos den Kopf. „Du spinnst. Du kannst doch Urlaub nehmen. Nein – du musst. Wer lässt sich denn so eine Chance entgehen?“

„Du verstehst das nicht. Ich will nicht dauernd verreisen. Ich hasse verreisen!“ Das stimmte nicht ganz, im Urlaub fahre ich schon mal ganz gerne an die Ostsee oder zum Skilaufen. Aber das hier war etwas anderes. Es fühlte sich genau so an wie damals, als meine Eltern mir freudestrahlend verkündeten: „Anny, wir haben eine ganz tolle Überraschung! Wir ziehen nach Barcelona!“ Da war ich 14. Und es war der fünfte Umzug, den sie mir zumuteten. Das fünfte Mal, dass ich Freundinnen und Cliquen hinter mir lassen musste. Seitdem hasse ich Abschiede – und Überraschungen.

„Und was soll ich mit so einem Haus am anderen Ende des Erdballs? Soll ich da etwa hinziehen?“

„Anny, sei nicht blöd. Du könntest es doch verkaufen. Was ist so schlimm daran, wenn du hinfährst und es dir wenigstens ansiehst?“

„Das kommt jetzt zum total falschen Zeitpunkt. Endlich kriege ich die Gelegenheit, mich im Politikressort zu beweisen ...“

„Lokalpolitik. Es ist nur die Lokalpolitik“, fiel sie mir ins Wort.

„Immer noch besser als die fünfzigste Restauranteröffnung und der hundertste Feuerwehrball. Das hier ist ungefähr der fünfte Coffeeshop in diesem Jahr, den ich teste. Und wir haben erst Ende März.“

„Hast du denn schon die feste Zusage?“

Das war leider der Haken an der Sache. Bis jetzt waren es nur Ankündigungen und Versprechen. „Na ja“, sagte ich gedehnt. „Ich hoffe, es entscheidet sich diese Woche.“

„Sie werden das ja wohl nicht davon abhängig machen, dass du Urlaub nimmst.“

„Und wenn doch?“

„Dann findest du einen besseren Job. Die haben dich doch gar nicht verdient.“

„Das kommt mir alles zu plötzlich. Ich kann doch nicht einfach wegfahren, so ganz ohne Plan.“

Vero bedachte mich mit einem mitleidigen Blick. „Süße, für dich kommt alles immer zu plötzlich. Sei doch mal spontan.“

„Pff, spontan. Du weißt genau, dass ich kein Typ für spontane Unternehmungen bin.“

„Ja, allerdings. Sogar für ein spontanes Glas Bier nach der Arbeit muss ich mich bei dir eine Woche vorher anmelden“, spottete sie.

Ich musste lachen und legte reuig eine Hand auf die Brust. „Ein wunder Punkt von mir“, gab ich zu.

„Gib dir endlich mal einen Ruck.“

„Aber ich bin pleite! Wie soll ich denn ohne Kohle da hinkommen?“

„Pump doch deinen Vater an. Hat der nicht gerade einen Bestseller geschrieben?“

„Quatsch Bestseller. Außerdem haben sich meine Eltern letztes Jahr eine Finca auf Mallorca geleistet.“

„Echt? Cool. Können wir sie nicht mal dort besuchen? Aber das *ist* ein Bestseller“, beharrte sie. „Ich habe ihn bei Terhard im Schaufenster liegen sehen.“

„Und wenn schon. Ich will niemanden anpumpen. Am allerwenigsten meine Eltern. Und dann noch für eine Reise, bei der ich-weiß-nicht-was herauskommt.“

Sie lachte. „Man weiß nie, was bei irgendwas herauskommt. Wenn das so wäre, dann wären wir ja alle Hellseher.“

Ich wäre aber gerne einer. Jemand, der nicht nur weiß, was herauskommt, sondern jemand, der dafür sorgt, dass es etwas Gutes wird.

\* \* \*

Immerhin hatten Veros Appelle mich soweit gebracht, dass ich schon am nächsten Tag den Notar aufsuchte. Das war ich bereits meiner Neugier schuldig.

Dr. Herrmann Breckelsen residierte in einem eleganten Altbau am Viktoria-Luise-Platz. Die schwere Haustür gab ein leises Summen von sich, als ich klingelte. Im Hausflur ein poliertes Messingschild „Notar 1. Etage“. Ich nahm die Treppe, die mit einem nagelneuen roten Juteteppich belegt war und diesen typischen „Neue-Teppich-Geruch“ ausströmte.

Eine Assistentin im Etuikleid führte mich in das Büro des Notars. Ein überfülltes Bücherregal nahm eine Wand des riesigen Raumes ein. Die gegenüberliegende Wand war mit großformatigen Fotos aus der afrikanischen Savanne bestückt: Löwen, Elefanten, Nashörner. Und auf dem altmodischen Schreibtisch stand eine kleine Statue aus Ebenholz, die eine kniende afrikanische Frau mit einer überdimensionalen Frisur und ausladendem Busen darstellte.

Dahinter erhob sich ein schlanker, älterer Herr mit graumeliertem Bart und schüttelte mir die Hand.

„Schön, dass Sie da sind.“ Er wies auf eine Ledercouch und bedeutete mir, dort Platz zu nehmen.

Er erklärte mir noch einmal, dass ich zur Alleinerbin meiner Großtante Penelope Braxton ernannt wurde. Sie war vor drei Wochen verstorben, ohne Nachkommen zu hinterlassen. Dann lächelte er. „Mein Beileid übrigens.“

„Danke.“ Tante Penny. Sie war die Tante meines Vaters. Ich hatte sie nur ein einziges Mal gesehen, als Kind. Sie war zu Besuch in Europa und kam zum Abendessen bei uns vorbei. Ich erinnerte mich an kühle blaue Augen in einem schönen Gesicht und an ihre kerzengerade Haltung, als hätte sie einen Stock verschluckt. Sie hatte mir etwas Angst eingeflößt.

„Warum hat sie mich gewählt? Mein Vater steht ihr doch als Verwandter näher“, erkundigte ich mich.

Der Notar zuckte die Achseln. „Sie hat sich dazu irgendwo geäußert. Warten Sie ...“ Er zog ein Schriftstück aus einem schmalen Hefter auf seinem Schreibtisch. „Hier.“ Er zitierte: „Ich möchte das jüngste Mitglied meiner so kleinen Verwandtschaft bedenken, da ich sicher bin, die Jugend benötigt am meisten Unterstützung, um im Leben einen Unterschied zu machen. Anny hat mein Herz gewonnen, und so übertrage ich ihr die Verantwortung und die Früchte meines Besitzes.“

Ihr Herz gewonnen? Ich versuchte, mir Einzelheiten ihres Besuches in Erinnerung zu rufen, doch es gelang mir nicht. Einzig ihr Missfallen über den Beruf meines Vaters und seinen daraus resultierenden Lebenswandel fiel mir ein. Ich erinnerte mich nur noch an ihren pikierten Blick auf seine schulterlangen Haare (auf die ich so stolz war) und ihre spitzen Bemerkungen, ob man denn als Schriftsteller eine Familie durchbringen könne. Möglicherweise meinte sie, etwas für mich tun zu müssen, damit ich in dieser (zugegebenermaßen chaotischen) Familie nicht verhungere.

Dr. Breckelsen studierte meinen Gesichtsausdruck. „Freuen Sie sich denn gar nicht?“

„Ich kann doch jetzt nicht einfach nach Kapstadt fliegen. Zumal ich ...“ Ich zögerte. Musste er wissen, dass ich mir so eine Weltreise nicht leisten konnte?

„Zumal diese Reise Ihr Budget belasten würde. Ich verstehe.“ Er zog ein weiteres Schriftstück hervor. „Nun, dafür dürfte gesorgt sein. Dr. Van Theelen überweist Ihnen aus dem Nachlass einen Vorschuss, der die Kosten decken müsste. Sollten Sie die Erbschaft ausschlagen wollen, müssten Sie diesen Vorschuss natürlich zurückzahlen.“

„Aber ich weiß doch gar nicht, ob ich das kann – und woraus diese Erbschaft besteht. Wenn es nun eine Ruine ist, die jeden Monat Geld frisst ...“

„Nach meinen Informationen handelt es sich um ein durchaus ansehnliches Haus in einer wunderschönen Gegend und ein – wenn auch bescheidenes – Sparguthaben. Es gibt keinerlei Verbindlichkeiten. Sie müssten höchstens Erbschaftssteuer zahlen.“

„Na toll“, entfuhr es mir. „Ich muss also die Katze im Sack kaufen. Kann ich wenigstens darüber schlafen?“

Dr. Breckelsen hob die Augenbrauen. „Selbstverständlich. Aber länger als ein, zwei Tage Bedenkzeit kann ich Ihnen nicht einräumen. Wenn Sie das Erbe ausschlagen, so würde es an den südafrikanischen Staat fallen und Sie hätten eine einzigartige Chance verpasst. Überlegen Sie es sich gut.“ Damit erhob er sich, um mich zu verabschieden. „Ich warte auf Ihre Nachricht. Bitte geben Sie mir bis spätestens übermorgen Bescheid, dann kümmere ich mich um die Formalitäten.“

Ich stand schon in der Tür, als mir noch etwas einfiel: „Aber ich habe keinen Reisepass!“

Er schüttelte mir die Hand und beruhigte mich: „Sie bekommen einen. Vorsorglich habe ich bereits für Sie einen Not-Termin im Bürgeramt reserviert.“

Den Abend verbrachte ich mit Recherchen an meinem Notebook. Ich googelte den südafrikanischen Notar in der Hoffnung, es handle sich um einen Betrüger oder er existiere gar nicht. Doch Dr. Van Theelen hatte nicht nur gute Bewertungssternchen, sondern auch eine umfangreiche Homepage mit Fotos von sich, seiner Kanzlei und seiner Mitarbeiter. Er war also echt. Genau so echt wie die Bilder von Stellenbosch, dem Ort, in dem meine Großtante seit dreißig Jahren gelebt hatte.

*Pling*, machte mein Rechner. Eine E-Mail von Dr. Breckelsen mit Links zu Reiseblogs, Südafrika-Webseiten und Billigflügen. „Ich hoffe, dass ich Sie damit zu Ihrer Reise motivieren kann“, schrieb er dazu.

\* \* \*

Die Redaktionskonferenz hatte schon fast begonnen, als ich hastig auf meinen Platz an dem langen Tisch schlüpfte. Ich war erst gegen Morgen eingeschlafen, ungefähr eine Minute vor dem Schrillen meines Weckers. Zuvor hatte ich ergebnislos das Für und Wider einer Reise abzuwägen versucht, dessen Ergebnis mehr als ungewiss war. Eine Lösung hatte ich nicht gefunden.

„Was ist los? Aus dem Bett gefallen?“ Die spitze Stimme meiner ‚Lieblingskollegin‘ Theresa übertönte die gedämpften Gespräche der anderen.

„Ja. Aber wenigstens aus meinem eigenen“, schnappte ich zurück. Kichern im Konferenzsaal.

„Aus welchem denn sonst wohl?“ Das Kichern verstärkte sich, während Theresa ein süßliches Lächeln aufsetzte.

Zicke. Nur meinem Chef Ludger zuliebe murmelte ich etwas wie eine Entschuldigung. Ludger winkte ab.

„Schon gut. Kannst du heute den neuen Kneipp-Kindergarten übernehmen? Eröffnung ist um 12.“

„Aber ich wollte doch heute in den Zoo, der Tierpfleger ...“

„... liegt mit Grippe im Bett. Hat gerade angerufen, das wird heute nichts.“

Zicke Theresa grinste triumphierend. Doch nicht lange. Ludger wandte sich an sie: „Und du fährst heute raus nach Adlershof, dort wird ein neues Forschungszentrum für Kommunikationstechnik eingeweiht.“

„Kommunikationstechnik? Och nöö, Ludger“, quengelte sie. „Ich wollte doch meinen Bericht über die Modewoche fertig machen.“

„Das hat Zeit bis zum Wochenende. Diese Eröffnung ist wichtiger. Und Simon kann nicht. Der ist immer noch mit diesem Genlabor zugange.“

Theresa zog eine Schnute. Das konnte sie gut. Selbst wenn sie Grimassen schnitt, würden die meisten Kerle ihr wahrscheinlich noch hinterher sabbern. Sie beherrschte diese Gesten, mit denen man Männer offenbar wahnsinnig macht: Das Haar nach hinten werfen, kokette Blicke, Nesteln am obersten Blusenknopf ... das ganze Programm.

Nur bei Ludger nützte so etwas nichts. Er schmunzelte bloß.

Jakob, der Praktikant, hob den Finger wie in der Schule. „Ich könnte sie begleiten“, schlug er vor, wobei ein nervöses Zucken seine Mundwinkel umspielte. Vor Aufregung rutschte ihm fast die schwarze Nerd-Brille von der Nase. Theresa verdrehte die Augen.

„Also gut, dann wäre das abgemacht.“ Jetzt stöhnte sie auch noch, doch Ludger ignorierte es. „Anny“, wandte er sich an mich, „kommst du gleich noch mal kurz in mein Büro?“

Endlich. Heute würde er mir die Verantwortung für die Lokalpolitik übertragen. Tom Winter, der bisher dafür zuständig war, hatte überraschend gekündigt und war nach Süddeutschland ausgewandert, zu seiner neuen Liebe. Während die anderen ihren Büros zustrebten, folgte ich Ludger in sein kleines, mit Papieren übersätes und mit zwei extragroßen Bildschirmen ausgestattetes Chefzimmer.

„Hör mal, Anny, ich will nicht lange drumherum reden. Ich habe die Lokalpolitik anderweitig vergeben. An Beate Russow.“

„Wie bitte?“ Ich plumpste in den Besucherstuhl, genau so wie mein Herz gerade einige Etagen tiefer plumpste. „Aber Ludger, du hast es mir versprochen!“

Er fuhr sich durch den dunklen Bart, der seine fülligen Wangen bedeckte, und setzte einen schuldbewussten Blick auf. „Tut mir leid. Beate ist drei Jahre länger dabei als du und sie hat diesen BVG-Skandal aufgedeckt. Sie hat ältere Ansprüche als du.“

„Und das fällt dir jetzt erst ein? Ich habe keine Lust mehr auf Kindergärten und Kleintierzüchtervereine! Das weißt du doch!“ Ich war den Tränen nah.

„Du wirst sehen, deine Chance kommt schon noch“, versuchte er mich zu beruhigen, wobei er nervös einen Stapel Blätter auf seinem Schreibtisch zusammenschob.

Ich sprang auf. „Verdammt, warum machst du mir dann überhaupt diese Hoffnungen?“

Er hob die Handflächen in einer hilflosen Geste. „Die Geschäftsleitung hat sie vorgeschlagen. Du weißt doch, was das bedeutet.“

„Und wenn die Geschäftsleitung dir vorschlägt, aus dem Fenster zu springen, dann tust du es auch, oder

wie?“, ätzte ich.

Er starrte wieder auf seinen Papierstapel, hob ihn auf, stieß die Kanten senkrecht auf den Tisch, legte ihn wieder hin. „Mir sind die Hände gebunden“, murmelte er.

Ich holte tief Luft. Dann stand ich auf. Und sagte diese Worte, die ich heute Nacht noch als absolut undenkbar verworfen hatte: „Unter diesen Umständen beantrage ich fünf Wochen Urlaub. Ich muss nach Südafrika. Kann euch ja von dort einen Reisebericht schreiben.“ Meine Stimme zitterte nur ganz wenig, obwohl mein Herz flatterte wie ein gefangener Vogel.

Wenn Ludger verblüfft war, so ließ er es sich nicht anmerken. Er fuhr sich nur wieder mit Daumen und Zeigefinger über seinen Bart und warf mir einen abwartenden Blick zu. „Südafrika. So plötzlich?“

„Glaub nicht, ich reise da zum Spaß hin“, fuhr ich ihn an.

Ein winziges Schmunzeln stahl sich in sein Gesicht. „Also gut. Erzähl mir davon.“

„Da gibt es nicht viel zu erzählen“, erwiderte ich mürrisch. „Ich habe dort ein Haus geerbt. Eigentlich wollte ich verzichten. Aber jetzt, wo ... Also, ich will es mir wenigstens ansehen. Und ich muss morgen Bescheid geben, ob ich fahre.“

Ich konnte selbst kaum glauben, was ich da sagte. Aber nun war es einmal heraus, und ich würde nichts davon zurücknehmen. Obwohl ich sicher war, diese Worte bald bereuen zu müssen.



Die Stimme meiner fülligen Sitznachbarin riss mich aus meinen Gedanken. „Meine Liebe, fliegen Sie das erste Mal nach Kapstadt?“ Das Flugzeug hatte gerade abgehoben, und unter uns leuchteten die Lichter der Stadt.

Ich bejahte, und sie begann zu schwärmen: „Sie werden die Stadt lieben. Diese wundervolle Lage, der Tafelberg und dieser Hafen ... und dann die hübschen Märkte und diese Atmosphäre ... Ich fahre jetzt schon zum sechsten Mal. Meine Tochter und meine Enkel besuchen, wissen Sie? Und jedes Mal entdecke ich etwas Neues. Sie müssen sich etwas Zeit nehmen, um die Garden Route und die Winelands kennenzulernen, und ich würde Ihnen natürlich auch eine Safari empfehlen.“

„Es ist keine Vergnügungsreise“, murmelte ich mehr zu mir selbst.

„Dort wird Ihnen selbst Arbeit wie Vergnügen vorkommen“, widersprach sie lebhaft. „Sie werden sehen.“

In dieser Art plapperte sie ununterbrochen weiter, bis der Flugkapitän verkündete, dass wir nun unsere reguläre Flughöhe erreicht hätten und etwa zehn Stunden bis nach Johannesburg benötigen würden.

Es war mir gerade noch gelungen, vor dem Abflug einen Reiseführer zu kaufen, den ich nun aufschlug. Die Dame schaute mir über die Schulter und deutete mit dem Zeigefinger auf ein Foto: „Das ist wirklich fantastisch, sage ich Ihnen.“

Ich unterdrückte ein Stöhnen. Wenn das die nächsten Stunden so weiterging, wäre ich bei der Ankunft ein nervliches Wrack.

„Bitte entschuldigen Sie, ich rede einfach zu viel. Wissen Sie, das ist keine böse Absicht, ich bin einfach etwas geschwätzig. Sagen Sie einfach, wenn ich Ihnen auf die Nerven gehe“, sagte sie plötzlich und schaute mich schuldbewusst – und blau ummalt – an.

„Schon gut.“ Ich musste ein bisschen schmunzeln.

„Möchten Sie eine Boulette?“ Sie kramte wieder in ihrer seesackähnlichen Handtasche und förderte eine Tupperdose mit kleinen Bouletten zutage. „Ich esse nie das Flugzeugessen. Es ist ungesund.“

Ich lehnte dankend ab und blätterte weiter in meinem Reiseführer. Sie schien zu erkennen, dass ich nicht zu Gesprächen aufgelegt war, und warf die Bouletten ein wie Dragees.

Dann räumte sie alles wieder weg, schloss die Augen und schien augenblicklich in tiefen Schlaf zu fallen. Die Kabinenbeleuchtung schaltete sich aus, und außer dem gleichmäßigen Brummen der Motoren war bald nichts mehr zu hören.

„Etwas Unangenehmes, was Sie dort erledigen müssen?“

Ich schreckte hoch. Wo war ich? Wer war das? Es dauerte ein paar Sekunden, bis ich realisierte, dass die Sonne bereits aufgegangen war und die Stewardessen Kaffee herumreichten. Ich musste ebenfalls eingnickt sein. Meine Sitznachbarin überprüfte gerade ihr Aussehen in einem winzigen Taschenspiegel und ordnete einige Haarsträhnen, die im Schlaf durcheinandergeraten waren.

Während ich ein Gähnen unterdrückte und versuchte, mich in dem engen Sitz zu räkeln, heftete sie ihren fragenden Blick auf mich.

„Wie man´s nimmt. Ich soll ein Haus geerbt haben und das muss ich mir ansehen.“

„Aber das ist doch fantastisch!“

Ich zuckte die Achseln. „Nicht für mich.“ Ich erzählte ihr von meiner unsteten Familie.

„Vielleicht ist es genau das Zuhause, was Sie bisher vermisst haben“, sinnierte sie.

„Am anderen Ende der Welt? Bestimmt nicht.“

Sie nickte wissend. Dann wühlte sie erneut in ihrer gigantischen Handtasche. „Hier. Rufen Sie dort an, wenn Sie Probleme haben.“ Sie reichte mir eine Visitenkarte. Henning und Lea Voskamp stand darauf und eine Adresse in Kapstadt. „Das sind meine Kinder. Also meine Tochter und mein Schwiegersohn. Ich werde bei ihnen wohnen, und Sie können mich jederzeit erreichen. Ich heiße übrigens Rosemarie. Rosemarie Hellenbroich.“

„Anna Maria Sharpe“, entgegnete ich höflich. „Meine Freunde nennen mich Anny.“

Sie lächelte. „Okay, Anna Maria – oder Anny, wenn Sie das lieber haben. Rufen Sie an, wenn Sie Hilfe brauchen.“

„Danke.“

Anschließend versorgte sie mich mit ungefähr hundert Tipps, was ich in Südafrika im Allgemeinen und in Kapstadt im Speziellen unbedingt vermeiden und was ich unbedingt tun sollte. Keinen Schmuck tragen. Extra kleines Geld mitnehmen, falls man beraubt wird. Nicht nach 17 Uhr allein unterwegs sein. Sehr beruhigend.

Mein Kopf fühlte sich wie Watte an, und weder der Kaffee noch Rosemaries erwachende Lebensgeister vertrieben den Nebel in meinem Gehirn.

Erst, als ich mit meinem Koffer und einem Schlüssel für den Mietwagen auf dem Parkplatz der Autovermietung stand, erreichte mein Denkkapazität wieder Betriebstemperatur. Rosemarie war von ihrer Familie in Empfang genommen worden und hatte mir vorher noch einmal eingeschärft, sie unbedingt zu besuchen.

Die Sonne brannte trotz der frühen Stunde schon heiß auf die Autos herunter, die vor mir in einer Reihe standen. Sollte hier nicht Herbst sein? Der April entsprach nach meinen Berechnungen dem Oktober auf der nördlichen Erdhalbkugel. Doch das hier fühlte sich noch wie Sommer an.

Ich schritt die Reihe der Kleinwagen ab, um mein Gefährt zu finden. Ein nicht mehr ganz taufrischer, aber pieksauberer VW Polo in Himmelblau trug das Autokennzeichen, das in meinen Wagenpapieren stand. Als ich den Wagen öffnete, stutzte ich: Wo war das Lenkrad? Verdammt – das Auto hatte Rechtssteuerung! Ich würde im Linksverkehr unterwegs sein! Wieso hatte mir das niemand gesagt?

\* \* \*

Der Rezeptionist kratzte sich verlegen am Kopf und klickte ein weiteres Mal auf der Maus herum, bevor er mir ein bedauerndes Lächeln zuwarf. „Tut mir leid, Ms Sharpe, es ist tatsächlich so, wie ich gesagt habe. Ihr Hotelzimmer wurde zweimal vergeben und ist nicht mehr verfügbar. Ich könnte Ihnen ein anderes Hotel empfehlen, wir sind vollkommen ausgebucht.“

„Wie kann so etwas passieren?“, wettete ich. „Hier ist meine Reservierungsbestätigung.“ Ich deutete mit dem Zeigefinger auf den Ausdruck der Bestätigungs-E-Mail. „Ist es bei Ihnen üblich, Zimmer doppelt zu vergeben?“ Was war das für eine gottverdammte Scheiße? Gerade hatte ich mich durch einen gigantischen Stau gequält, der dem auf der Berliner Stadtautobahn in nichts nachstand. Und dann auch noch Linksverkehr – ich war schweißgebadet. Vor allem, weil auch noch die Klimaanlage ausgefallen war. Ich sehnte mich nach einer lauwarmen Dusche, nach einem Bett, auf dem ich mich kurz ausstrecken könnte, nach etwas Entspannung. Und nun das. Was noch alles?

„Jetzt beruhigen Sie sich doch erst mal, Miss. Wir werden ein schönes Zimmer für Sie finden. Möchten Sie einen Kaffee?“ Ich nickte resigniert. Mr Mbali, so verkündete sein Namensschild, winkte einem Kellner und orderte einen doppelten Espresso für mich. Dann begann er zu telefonieren, während ich mich in einen zartgrünen Sessel in

der Nähe des Tresens schleppte und einen Blick nach draußen warf. Hübsche viktorianische Häuser mit verzierten Balkons reihten sich aneinander, in denen sich unzählige Cafés, Bars und Boutiquen befanden. Der Himmel hatte dieses intensive Dunkelblau, von dem sich die Silhouetten der bunt gestrichenen Gebäude scharf abhoben. Das Gewimmel auf der Straße erinnerte an den Ku'damm. Wenigstens etwas, das mir vertraut war.

Ein halbes Dutzend Personen stiegen aus dem Fahrstuhl, in ihren Gesichtern stand Begeisterung und Vorfreude auf einen sonnigen Tag voller touristischer Genüsse. Wider Willen beneidete ich sie um ihre Unbeschwertheit, als ich sie an mir vorbeigehen sah, die Sonnenbrillen ins Haar geschoben, lachend und Pläne schmiedend. Wenn wenigstens jemand Vertrautes an meiner Seite wäre ...

Ob Vero schon im Büro war? Ich hatte auf Empfehlung des Notars ein gebrauchtes Handy am Flughafen mit einer Prepaidkarte bestückt. Gerade, als ich Veros Nummer wählen wollte, rief Mr Mbali mir zu: „Wir haben etwas für Sie gefunden, Ms Sharpe.“

Er winkte mich zu sich und drehte sein Computerdisplay, so dass ich die Fotos darauf sehen konnte. „Eve's Guesthouse, ein hübsches Hotel in Tamberskloof, fast City Bowl, also sehr zentral gelegen.“ Die Bilder zeigten ein Gebäude im viktorianischen Stil mit zierlichen Säulen und einer einladenden Terrasse, ein frisch bezogenes Bett und sogar einen kleinen Pool.

„Ist das nicht zu teuer?“

„Wir übernehmen die Mehrkosten, Ma'am, schließlich war es unser Fehler. Ich habe schon alles vereinbart. Sie können um 14:00 das Zimmer beziehen und Ihren Koffer schon jetzt dort abstellen. Den Weg dorthin habe ich hier eingezeichnet, es ist ein wenig kompliziert, da Sie durch mehrere Einbahnstraßen müssen.“

Ein Glück. Einbahnstraßen – so kam mir wenigstens kein Fahrzeug auf der falschen Seite entgegen.

Ich setzte mein Gefährt vorsichtig in Bewegung. Immerhin hatte es Schaltautomatik, sodass ich mich auf das Verkehrsgedränge konzentrieren konnte. Nur die Wegbeschreibung war leider für meinen mangelnden Orientierungssinn völlig ungenügend. Warum hatte ich bloß kein Auto mit Navi gebucht? Eine Viertelstunde irrte ich durch enge Einbahnstraßen, fand mich schließlich auf der Long Street wieder, schlug die entgegengesetzte Richtung ein. Verfluchter Mist. Vielleicht verriet mir ja die Karten-App auf meinem Smartphone den richtigen Weg durch die Straßen. Irritierenderweise trugen diese nämlich keine oder nur schlecht lesbare Straßennamen. Leider befand sich das gute Stück auf Anraten meiner Sitznachbarin Rosemarie in meinem Koffer.

Ich hielt am Straßenrand und öffnete den Kofferraum, als ein kleiner Junge auf mich zutrat. Er mochte vielleicht acht Jahre oder so sein. „Haben Sie etwas Geld für mich, Missis?“, fragte er, hielt dabei eine kleine Hand auf und riss die großen schwarzen Augen bittend auf. Er war barfuß und trug eine zerrissene Jeans. Sein T-Shirt schlotterte um ihn herum, es reichte ihm fast bis zu den Knien.

*Geben Sie bettelnden Kindern auf keinen Fall Geld*, lautete der dringende Ratschlag des Reiseführers. Auch Rosemarie hatte diese Empfehlung bestätigt. Zweifelnd blickte ich auf den Kleinen, der mich mit ausgestreckter Hand unverwandt anstarrte. Er sah hungrig aus. Ob er eines von den Straßenkindern war, von denen man so viel hörte? Eines, das Klebstoff schnüffelte und im Freien schlief?

„Äh, ich – also ich habe kein Geld dabei ...“, versuchte ich mich herauszureden und ärgerte mich sofort über mein Herumeiern. Ein einfaches „Nein“ hätte ihn sicher mehr beeindruckt. Aber ich bin nun mal kein Neinsager.

„Bitte, Missis. Nur einen Rand.“ Er rührte sich nicht vom Fleck.

„Ich kann nicht“, stotterte ich und versuchte, seinem Blick auszuweichen. *Oh Mann, warum bin ich nur so ein Loser?*, fuhr es mir durch den Kopf. Er nutzte meine Schwäche aus, indem er näher an mich heranrückte. Ich schloss den Kofferraumdeckel, damit er nicht hineinsehen konnte. Gesenkten Hauptes drehte ich mich um – und begegnete einem zweiten Paar schwarzer, bittender Augen. Oh nein.

Ein mulmiges Gefühl machte sich in meiner Magengegend breit. Vor allem, als ich feststellte, dass mich plötzlich drei weitere Jungen umringten, einer davon war älter als die anderen und fast so groß wie ich. Scheiße! Der älteste begann, meine Windschutzscheibe mit einem schmutzstarrenden Lappen zu bearbeiten, während seine Begleiter abwechselnd ihn und mich beobachteten. Oder sollte ich sagen – belauerten?

Ich schüttelte den Kopf und ging auf die Fahrertür zu, die Jungen klebten an meinen Fersen, beschworen mich abwechselnd, ihnen einen Rand zu geben. Meine Hand zitterte, als ich den Türgriff berührte.

„Verschwindet! Sofort!“ Mein Kopf ruckte herum zu dem Besitzer der energischen Stimme, der den ältesten Jungen am Ärmel von meinem Auto wegzog. „Ich übergebe euch der Polizei, wenn ihr nicht sofort abhaut.“ Damit scheuchte er sie mit Handbewegungen auseinander. Tatsächlich trollten sich die Kinder, wobei sie halblaut in einer fremden, dunklen Sprache murrten. Der Mann kam auf mich zu, mit einem besorgten Ausdruck im Gesicht. „Ist Ihnen was passiert?“

Ich stieß die Luft aus, die ich vor Aufregung angehalten hatte. „Wenn man davon absieht, dass mein Hotel überbucht ist und ich mich verfahren habe, ist alles bestens“, erwiderte ich sarkastisch.

Er lächelte auf mich herunter, wobei eine Strähne seines dunklen Haars in seine hohe Stirn fiel. Ein bisschen erinnerte er mich an Tom Cruise. „Wo müssen Sie denn hin?“

Ich nannte ihm die Adresse.

„Eve’s Guesthouse? Das ist nicht weit von hier. Tamberskloof ist quasi mitten in der Stadt. Ich kann Sie hinlotsen.“ Er lächelte einladend und wies vage die Straße herunter.

„Nein nein, ich habe doch mein Auto hier.“

„Ich fahre vor Ihnen her und zeige Ihnen den Weg.“

„Aber Sie müssen doch sicher weiter ...“

„Sehen Sie, da drüben steht mein Wagen. Ich habe einen Fahrer. Folgen Sie ihm einfach.“ Er wies auf einen dunklen Audi, hinter dessen Steuer ein riesiger Schwarzer mit weißem Hemd und Krawatte saß. Er winkte uns freundlich zu.

Mein Retter steuerte auf seinen Wagen zu und rief mir über die Schulter zu: „Wir fahren da vorne links rein. Achtung, wir haben Linksverkehr.“

„Danke für den Tipp“, murmelte ich und aus den Augenwinkeln konnte ich ihn schmunzeln sehen.

Es dauerte keine zwanzig Minuten, bis wir vor dem Guesthouse hielten.

Er folgte mir auf den Hotelparkplatz und half mir galant beim Aussteigen.

„Vielen Dank, Mister ...?“

„Snow. Mark Snow. Nichts zu danken, Ms ...?“, schmunzelte er, während er zielstrebig zum Kofferraum ging, um mein Gepäck herauszunehmen.

„Ich heiße Anny Sharpe. Sie brauchen das nicht zu machen, ich kann das selbst.“

„Lehnen Sie alle Angebote von hilfsbereiten Männern ab?“ Er lächelte und stellte meinen Koffer vor sich hin.

„Die meisten. Ich kann das wirklich selbst.“

„Ich werde Sie trotzdem hinein begleiten und zusehen, wie Ihr Gepäck bis zum Einchecken sicher verstaut wird. Und danach werden Sie mir hoffentlich die Freude machen, mir bei einem Kaffee noch etwas Gesellschaft zu leisten. Als Dankeschön, sozusagen.“

Das konnte ich ihm wohl schwer abschlagen, und so ergab ich mich in mein Schicksal.

\* \* \*

Es war schon 9:30 Uhr, als ich am nächsten Morgen in meinen Polo kletterte. Der gestrige Nachmittag war dank Mark Snow wie im Flug vergangen; zuerst tranken wir Kaffee in der hübschen Lounge des Hotels, die ganz mit Holz verkleidet war und durch bodentiefe gläserne Flügeltüren einen reizvollen Blick in einen Garten mit Pool bot. „Müssen Sie denn gar nicht los?“, erkundigte ich mich zunächst besorgt, doch er winkte gelassen ab.

„Ich kann mir meine Zeit einteilen, Ms Sharpe. Und für Sie nehme ich sie mir gerne.“ Dabei wackelte er vielsagend mit den Augenbrauen.

„Besten Dank. Sie haben mir wirklich aus der Patsche geholfen.“

„Ich lasse doch eine Jungfrau in Nöten nicht hängen.“

Ich verzichtete angesichts unserer kurzen Bekanntschaft auf die Frage, woher er denn wisse, ob ich Jungfrau sei, und grinste nur stumm.

Höflich erkundigte er sich nach meinen Plänen in Südafrika. Ich berichtete ihm von meiner Großtante und dem Haus.

In seine Augen trat ein interessiertes Funkeln, und er beugte sich leicht nach vorne. „Ich gratuliere Ihnen. Ach nein ...“, er setzte ein schiefes Grinsen auf. „Ich müsste Ihnen ja mein Beileid aussprechen.“

„Sehr freundlich, aber nicht nötig, denn ich kannte meine Großtante kaum. Keine Ahnung, wie sie auf mich als Erbin verfallen ist. Vermutlich war ich ein niedliches Kind.“ Ich verzog ein wenig das Gesicht.

Er schmunzelte. „Da bin ich angesichts Ihres heutigen Aussehens ziemlich sicher.“

„Danke für das Kompliment.“ Dabei war mein heutiges Aussehen nun wirklich nicht spektakulär. Ich war verschwitzt und abgekämpft, meine Bluse war zerknittert und ich trug lediglich ein paar ausgefranste Jeans.

Er schien meinen zweifelnden Blick bemerkt zu haben und lächelte ermutigend. „Stellenbosch ist ein sehr schöner Ort, es wird Ihnen gefallen. Nun, falls Sie Ihr Haus irgendwann einmal verkaufen möchten – ich bin Immobilienmakler. Vielleicht kann ich Ihnen dabei behilflich sein.“ Er reichte mir eine elegante Visitenkarte.

„Vielen Dank, wenn es so weit kommen sollte, dann werde ich mich auf jeden Fall bei Ihnen melden“, versprach ich, angenehm überrascht. Ich hatte es mir weitaus schwieriger vorgestellt, einen Verkauf zu organisieren.

Dann führte er mich noch durch die Long Street, zeigte mir einige Läden, die ich mir unbedingt später in Ruhe ansehen sollte, und begleitete mich beim Kauf einer Handhalterung nebst Ladegerät für mein Smartphone, mit dem ich heute nach Stellenbosch navigieren konnte. „Ich hoffe, ich sehe Sie wieder“, sagte er zum Abschied. „Geben Sie mir Ihre Telefonnummer?“

Nachdem er so nett und hilfsbereit gewesen war, hatte ich nicht gezögert, seinem Wunsch nachzukommen. Nicht, dass ich daran irgendwelche Erwartungen knüpfte.

Hoffentlich war die Straße nach Stellenbosch nicht so grässlich verstopft wie gestern mein Weg nach Kapstadt. Um 12 war der Termin bei Dr. Van Theelen, bei dem ich den Schlüssel für das Haus und einige Urkunden

bekommen sollte. Ich gestand mir eine gewisse Neugier ein auf das, was mich erwarten würde.

Als ich den Stadtrand von Kapstadt passierte, gab die Straße den Blick auf eine hügelige, grüne Landschaft frei, die Gipfel eines Bergmassivs bildeten dahinter einen harten Kontrast zum strahlend blauen Himmel. Ich hätte diese Aussicht genossen, wenn ich mich nicht die ganze Zeit auf den dichten Verkehr hätte konzentrieren müssen. Die Straße war nicht nur von Autos, sondern von den sonderbarsten Gefährten bevölkert, die man sich vorstellen konnte: Hochbeladene Eselskarren, ein Mann, der zwei Pferde führte, knatternde Motorroller, einer mit mehreren Hühnerkäfigen, die auf dem Sitz festgeschnallt waren. Offene Lastwagen transportierten Menschen auf der Ladefläche.

Es dauerte eine Stunde bis Stellenbosch. Niedrige, weißgetünchte Häuser tauchten auf, einige von ihnen mit denselben verzierten Vorbauten und Balkons wie die des Guesthouse, in dem ich wohnte. Und überall Eichen, deren Laub sich langsam verfärbte.

„Demnächst links abbiegen“, schnarrte mein Smartphone. Demnächst? Was sollte das heißen? Ich hielt Ausschau nach der nächsten Querstraße. „50 Meter“, meinte meine App mit knarzender Stimme. „Jetzt links abbiegen.“ Ich setzte den Blinker und hielt aus alter Gewohnheit Ausschau nach Gegenverkehr, Rechtsabbieger und alles, was man in unseren Breiten sonst noch so beachten muss. Alles frei. Dachte ich. Doch als ich in die Seitenstraße einfuhr, tauchte direkt vor mir die wuchtige, blankpolierte Stoßstangenfront eines verdammt großen Geländewagens auf. Ich trat hektisch auf die Bremse, Reifen quietschten, Staub wirbelte auf.

Die riesige Motorhaube bewegte sich drohend auf meine Windschutzscheibe zu, ich schrie auf, doch kurz bevor es krachte, kam das Ungetüm zum Stehen. Mein Herz schlug bis zum Hals, während meine Gliedmaßen sich plötzlich blutleer anfühlten. Ich ließ den Kopf gegen die Rückenlehne fallen und schloss die Augen, schwer atmend. „In-700-Metern-rechts-abbiegen“, tönte die blecherne Stimme aus meinem Smartphone.

Jemand klopfte an meine Seitenscheibe und ich zuckte zusammen.

„Sie Riesenross, ist Ihnen eigentlich klar, dass das hier eine Einbahnstraße ist?“, tönte es in schneidendem Tonfall durch die Scheibe. „Haben Sie überhaupt einen Führerschein?!“

Hier geht es zum Buch „Capetown Lovers — (un)geliebtes Erbe“ bei Amazon: Capetown Lovers - (un)geliebtes Erbe

# Bücher von Greta Schneider

Herzgefängnis

Herzensnarben

ValentinsKuss

Herztöne - unberührbar

Sushi zum Frühstück

HerzKönig - der große Herzgefängnis-Sammelband

Capetown Lovers - (un)geliebtes Erbe

In Kürze:

Lässig in love - eine prickelnd-romantische Komödie

Capetown Lovers - falsches Spiel (der 2. Teil der Capetown-Reihe)

# Über die Autorin

Greta Schneider schreibt erotische und romantische Liebeskrimis und -komödien. Zur Zeit arbeitet sie an Buch Nummer 7 (und 8).

Sie ist verheiratet und lebt in einem beschaulichen Dorf am Rande von Berlin. Dort teilt sie ihr Zuhause nicht nur mit ihrem Ehemann, sondern auch mit zwei schwarzen Kerlen, die ihr den Feierabend versüßen - und gelegentlich auch bei der Arbeit „helfen“: Ihrem Kater und ihrem Hund.

*Mehr über Greta:*

[greta-schneider.de](http://greta-schneider.de)

[hallo@greta-schneider.de](mailto:hallo@greta-schneider.de)



Copyright © 2017-2018 by Greta Schneider

Alle Rechte vorbehalten.

Dieses Buch darf ohne schriftliche Erlaubnis der Autorin in keiner Weise kopiert, weitergegeben, ausgeliehen oder reproduziert werden, mit Ausnahme kurzer Zitate in Buchbesprechungen oder -rezensionen.